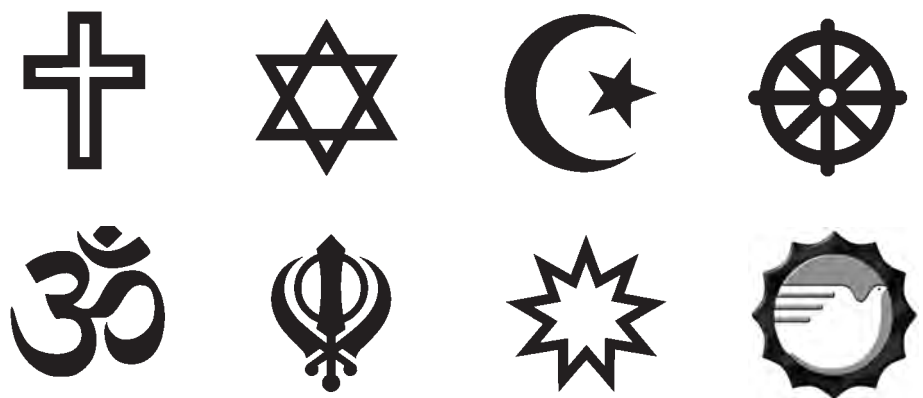


Dem Glauben Raum geben

Religionen anhand ihrer
Gotteshäuser erklärt



missionszentrale
der franziskaner e.V.



Dem Glauben Raum geben

Religionen anhand ihrer
Gotteshäuser erklärt



missionszentrale
der franziskaner e.V.

Impressum Heft 112, März 2014

Herausgeber: Missionszentrale der Franziskaner e.V.
V. i. S. d. P.: P. Claudius Groß, OFM

Redaktion und Anschrift:



Albertus-Magnus-Str. 39
53177 Bonn

Postfach 20 09 53
53139 Bonn

Telefon: 0228 / 95354 – 0
Telefax: 0228 / 95354 – 40
post@missionszentrale.de
<http://www.mzf.org>

Abbildungsnachweis:

alle Fotos Dr. Thomas M. Schimmel
außer:
Jesuskind im Schoß Mariens, S. 22: Syrisch-orthodoxe
Gemeinde Berlin
Haus der Andacht, S. 38: Bahá'í-Gemeinde Deutschland
Modell des zukünft. Hindutempels, S. 50:
Sri Ganesha Hindu Tempel Berlin
Bet- und Lehrhaus, S. 62: Bet- und Lehrhaus Petriplatz e.V.
Berlin
Symbolerklärung auf dem Deckblatt v.l.o.n.r.u.: Christentum,
Judentum, Islam, Buddhismus, Hinduismus, Sikhs, Bahá'í,
Aleviten

Bankverbindung:

Bank für Orden und Mission
BLZ 510 917 11
Konto 80 000 103

Inhaltsverzeichnis	Seite
Vorwort	Thomas M. Schimmel 4
Einführung I Gottes Räume - Gotteshäuser aus theologischer Sicht	Gerdi Nützel 5
Einführung II Das Gesicht der Stadt verändert sich	Thomas M. Schimmel 7
Wo man sich versammelt Die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße	Gerdi Nützel 10
Katholische Kirche Ort des aufgerissenen Himmels	Simon Berninger 16
Erfahrung der Heilsökonomie Gottes Die syrisch-orthodoxe Kirche in der Potsdamer Straße	Gerdi Nützel 21
Ort der Verkündigung nach innen und außen Die Evangelische Kapelle der Versöhnung auf dem ehemaligen Mauerstreifen in Berlin	Gerdi Nützel 26
Spiegelung der Schöpfung – Die Moschee	Thomas M. Schimmel 32
Ein stiller Lehrer – Das Haus der Andacht der Bahá'í	Peter Amsler 38
Der Weg zum Einvernehmen – Das Cemevi der Aleviten	Thomas M. Schimmel 42
Der Dienst an Gott in vielerlei Gestalten Der Sri Ganesha Tempel in Berlin-Hasenheide	Gerdi Nützel 47
Haus der Gurus – Das Gurdwara der Sikhs	Thomas M. Schimmel 52
Oase der Ruhe, Ort der Versenkung Das buddhistische Meditationshaus	Thomas M. Schimmel 56
Ein Haus für drei Religionen Das Bet- und Lehrhaus am Berliner Petriplatz	Roland Stolte 61
Berlin mit anderen Augen – Kirchenführungen in Berlin	Interview mit Antje Zimmermann 63
Die <i>franziskanische Initiative</i> 1219. Religions- und Kulturdialog	Thomas M. Schimmel 66
Memory Berliner Gotteshäuser	Thomas M. Schimmel 68
Literatur	69
Autorinnen und Autoren	72
Bisher erschienene Titel	73

Vorwort

Nach wie vor ist Religion ein schwieriges Thema. Immer wieder hören wir von Terror und Hass im Namen von Religionen. Der Theologe F. W. Graf schreibt in seinem Artikel „Mord als Gottesdienst“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 7. August 2014: „Glaube an Gott kann den Menschen enthemmen, brutalisieren, mit Ekel und Hass erfüllen. Angriffe auf andere und deren Ermordung können als heilige Handlung liturgisch inszeniert werden. Dies gab es seit den Anfängen der menschlichen Religionsgeschichte, und es betrifft keineswegs nur bestimmte Religionen (...), sondern jede historisch bekannte Religion“. Dass Graf damit Recht hat, können und konnten wir täglich in den Meldungen über Terror und Gewalt im Namen Gottes aus dem Nahen Osten, aus Afrika, Asien, Amerika oder vor Jahren vom Balkan hören. Doch es geht diesen gottlosen Terroristen nicht um Gott und Religion, sondern um Macht und Einfluss, die sie durch die Religion zu legitimieren versuchen. Der damit einhergehende Virus der Pauschalisierung – „DER Islam, DIE Christen, DIE Buddhisten“ – hat auch unsere Gesellschaft erreicht und stellt Angehörige von Religionsgemeinschaften, die seit Jahrzehnten friedlich hier leben, oft unter Generalver-

dacht und Rechtfertigungsdruck. Gibt es ein Gegenmittel, das verhindert, dass unsere religiöse und plurale Gesellschaft von Vorurteilen, Unfrieden oder Phänomenen wie Pegida zerrissen wird? Ja – und zwar die Begegnung, so wie sie uns Franziskus im Jahr 1219 vorgemacht hat. Am Rande des Schlachtfeldes ging er mutig zum Oberhaupt der Muslime, sprach mit ihm und erlebte muslimische Frömmigkeit. Sein Primärziel, den 5. Kreuzzug friedlich zu beenden, hat er nicht erreicht. Aber die Begegnung hat sein Handeln und Denken geprägt. Durch Bildung und Erfahrung können wir Fremdheit und Vorurteile beseitigen.

Diese Publikation, die erfreulicher Weise nun in zweiter Auflage erscheint, will ermutigen, sich im franziskanischen Geist auf den Weg zu machen: Um zu lernen, was Menschen anderer Religionen glauben und wie sie ihren Glauben leben. Und sie will ermutigen, die Menschen in ihren Gotteshäusern zu besuchen und mit ihnen zu sprechen – um am Ende als Nachbarn friedlich und gut zusammenzuleben.

Thomas M. Schimmel

Geschäftsführer der *franziskanischen Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog*

Gottes Räume

Gotteshäuser aus theologischer Sicht

Gerdi Nützel

Wie verhalten sich Gott und Raum zueinander? Gehört die ganze Welt Gott, der sie erschaffen hat? Wofür sind besondere Gottes-Räume im Unterschied zu privaten und öffentlichen profanen Räumen notwendig und sinnvoll? In welcher Beziehung stehen die Gotteshäuser verschiedener Religionen an einem Ort?

Die Antworten der verschiedenen Religionen und der unterschiedlichen Richtungen und Konfessionen innerhalb der einzelnen Religionen geben auf diese Fragen unterschiedliche Antworten, wie die folgenden Beiträge über die einzelnen Gotteshäustypen zeigen.

Manchmal bilden die Gotteshäuser den Ursprung und auch das bis in die Gegenwart markante Zentrum einer Besiedlung und sind mit einer besonderen Gotteserfahrung einzelner oder einer Gruppe von Menschen verbunden. Manchmal liegen sie abseits der alltäglichen Räume außerhalb der Orte und werden erst durch bewusst zu gehende Pilger-Wege erreicht. Oft finden an ihnen kollektive oder individuelle Gottesdienste und Kulthandlungen in täglichen, wöchentlichen, monatlichen oder jährlichen Rhythmen statt.

Ihre Architektur greift manchmal den historisch und regional dominanten Stil vor Ort auf, manchmal steht sie aber auch im bewusst-befremdenden Stil den Alltagsbauten gegenüber und lädt zur Begegnung mit dem immer wieder überraschenden und auch befremdenden Gott ein. Nach christlich-orthodoxem Verständnis symbolisiert die Kuppel des Kirchenbaus, dass Gott sich mit seiner Himmelskuppel auf die Erde herabsenkt. Andere Religionen und Konfessionen erheben sich mit ihren Turmspitzen und Stupas zu Gott. Manch imposan-

tes Gotteshaus und manch hohes Gebäude dienen nicht nur der Annäherung an Gott, sondern führen auch die Selbstdarstellung, den Raumdominanzanspruch, den nicht immer freiwillig eingezogenen Reichtum der Gotteshausbesitzer nahezu unübersehbar vor Augen. Wenn die Gotteshäuser mit den jeweiligen ökonomischen und politischen Machtzentralen auf Augenhöhe anzutreffen sind, prägt dies die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Religion bei den Einzelnen und auch in der Öffentlichkeit.

Wer Gotteshäuser betritt, lässt sich auf andere Zeiten und Wahrnehmungen ein. Dies kann akustisch in Form einer besonderen Musik, rituellen Äußerungen oder auch der für viele Menschen in der Erfahrung von ungewohnter Stille bestehen. Auch die Nasen werden oft mit unalltäglichen spezifischen Gerüchen unterschiedlicher ätherischer Rauchopfer konfrontiert, die einen besonderen Raum markieren. Der Blick geht nach oben zum Himmel, wenn die Raumhöhe die gewohnten Dimensionen überschreitet und künstlerische Gestaltungen den Blick in die Weite nach oben und zu besonderen Plätzen in der Höhe, an den Seitenwänden oder nach vorne ziehen. Verständliche, interpretationsbedürftige, befremdende Symbole stellen Fragen, auf die die rituellen Vollzüge und ExpertInnen der jeweiligen Räume Antworten oder Hinweise auf mögliche Annäherungen und Umgangsformen geben können.

In besonderen Situationen individueller oder kollektiver Bedrängnis, Freude, Herausforderung und Trauer können Gotteshäuser als Schutz-, Asyl-, Versammlungs-, Gedenk- und Feierort eine außergewöhnliche Nutzung auf Zeit erfahren, bei der die religiöse Bestimmung als Schutzmantel gerade auch für die noch einmal ganz anders besondere Zeit erhofft wird.

Eine besondere Herausforderung in der Gegenwart stellt sich für das auch räumliche Verhältnis der verschiedenen Gotteshäuser unterschiedlicher Religionen, wenn mehrere von ihnen architektonisch und städteplanerisch einen repräsentativen Platz in der öffentlichen Wahrnehmung beanspruchen und sich das Verhältnis zwischen der historisch dominanten Religion hin zu einem plural-geschwisterlichen Miteinander inmitten einer von anderen gesellschaftlichen Mächten optisch beherrschten Stadtarchitektur manchmal in wechselseitiger Freude und Offenheit und manchmal mit Identitäts- und Machtverlustängsten

wandelt. Wie kann ihre vernetzte Pluralität als Raumerweiterung für die Präsenz Gottes in den von uns genutzten Lebensräumen erfahren und gestaltet werden? Die folgenden Beiträge laden zum Kennenlernen der Gotteshäuser, der Innen- und Außen-einrichtung verschiedener Religionen und Konfessionen ein und geben erste Hinweise auf ihre Hausordnungen bei ihrem Kennenlernen und dem Besuch in jeweils für die einen oder anderen neuen Gotteshäusern als besonderen Orten der Begegnung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Lebenden, Toten, Immanenz und Transzendenz, Erde und Himmel.

Das Gesicht der Stadt verändert sich

Thomas M. Schimmel

Schaut man sich die alten Stadtansichten von Matthäus Merian, einem Künstler des 17. Jahrhunderts, an, so prägen Kirchtürme die Stadtbilder deutscher Städte. Heute werben in unserem Land Städte wie Dortmund oder Berlin mit ihren Skylines, auf denen die Kuppeln und Türme der wichtigen Kirchen das Charakteristikum der jeweiligen Darstellungen ausmachen. Neben den sakralen Gebäuden sind inzwischen aber auch andere Stadtsymbole zu sehen, die von der Modernität, der Sportbegeisterung oder industriellen Geschichte der jeweiligen Kommune zeugen: Fernsehtürme, Hochhäuser, Sportstadien oder alte Industriedenkmäler geben neben den Hauptkirchen der Stadt ihr Gesicht. Dass dies so ist, hat nicht nur mit den technischen Fortschritten beim Hochbau zu tun, die es ermöglicht haben, mehr und mehr in die Höhe zu bauen. Die Gesellschaft und auch die Funktion der Religion in der Gesellschaft erfahren durch alle Zeitläufe hindurch einen permanenten Wandel, der sich auch im Stadtbild ausdrückt.

Ohne eingehend auf religionssoziologische Diskussionen Bezug zu nehmen, wird dies in folgenden Hinweisen auf die Entwicklung des Christentums deutlich: In der Antike und vorkonstantinischen Zeit war das Christentum noch eine Gegenbewegung gegen die kaiserliche Staatsreligion und den Polytheismus. Christinnen und Christen versammelten sich in Privathäusern am Rande der Stadt zum Gottesdienst. Erst mit der Einführung des Christentums als Staatsreligion entstanden eigene Gebäude zur Religionsausübung. Nach anfänglicher Nutzung von öffentlichen Markt- und Gerichtshallen, deren Architektur das Aussehen christlicher Gotteshäuser in Form der Basilika bis heute prägt, wurden die Tempel der

alten Götter zu Kirchen umgewidmet und eigene Gebäude errichtet. Jetzt wurde das Christentum als Religion auch baulich sichtbar und rückte mehr und mehr, auch durch freistehende Monumente, in das Zentrum der Städte und somit auch in das Zentrum der Gesellschaft.

Im Mittelalter dann waren alle gesellschaftspolitischen Bereiche vom Christentum durchdrungen und begründet. Die Religion war als Kirche die gemeinschafts- und identitätsbildende Institution – nicht der Staat –, die erzog, lehrte und ordnete. In den mittelalterlichen Städten und Orten sammelte sich die Bürgerschaft auch städtebaulich um die Kirchen und Marktplätze.

Im Absolutismus diente die Religion als Legitimation für die zentralistisch agierende absolute Herrschaft der Monarchen und als Mittel zur Zurückdrängung von Partizipationsrechten. Die Kirchen ließen sich dabei als Staatskirchen von den Herrschern vereinnahmen. Residenzen und Schlösser drängten ins Stadtbild und mit ihnen auch Garnisons- und Schlosskirchen. Nach der Säkularisation wurde der Einfluss der Religion beschnitten. Die Kirchen verloren an politischen Gestaltungsmöglichkeiten und übernahmen in zunehmendem Maße karitative Dienste zugunsten von Gruppen, die in Folge der Industrialisierung verarmten, und seelsorgliche Aufgaben. Nun entstand bis in die 1970er-Jahre hinein in den Städten und Gemeinden eine Vielzahl von Gemeindekirchen, die flächendeckend Versammlungsort der regionalen Pfarren wurden und Ausdruck einer starken, volkskirchlichen Bindung waren.

Heute können wir einen Rückgang dieser traditionellen, volkschristlichen Religiosität beobachten. Auch wenn die Kirchen betonen, dass noch immer mehr Menschen die Gottesdienste besuchen als die Fußballstadien, nimmt die religiöse Bindungskraft der

Kirchen ab. Kirchengebäude werden geschlossen, umgewidmet und sogar abgerissen.

Gleichzeitig können wir die Folgen der Globalisierung beobachten. Menschen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen kommen aus verschiedenen Gründen nach Deutschland, sei es, weil sie aus politischen, religiösen oder wirtschaftlichen Gründen ihr Land verlassen mussten, oder weil sie über Arbeitsabkommen als Arbeitskräfte angeworben wurden. So kamen in den 1960er-Jahren zahlreiche Menschen aus der Türkei nach Deutschland, die als Muslime hier ihre Religion praktizieren wollten, aber eine entsprechende Infrastruktur nicht vorfanden. Sie richteten provisorische Gebetshäuser und Moscheen in Hinterhöfen ein und begannen erst sehr spät damit, dem Bedarf entsprechend eigene und vor allem sichtbare Gotteshäuser zu bauen: Wurden in den 40 Jahren vor 1990 nur zwölf Moscheen in Deutschland neu gebaut, entstanden in den 10 Jahren nach 1990 insgesamt 19 islamische Gotteshäuser. Allerdings stößt der Bau von Moscheen häufig auf Widerstand in der Bevölkerung und wird begleitet von heftigen Streitigkeiten über die Höhe von Kuppeln und Minaretten. Dazu kommen Ängste vor architektonischer oder kultureller Fremdheit. Das Gesicht der Stadt verändert sich mit dem Bau von repräsentativen Moscheen, weil sich auch die Gesellschaft verändert. Denn der Islam gehört inzwischen zu Deutschland und zur gesellschaftspolitischen Realität, da immerhin 5% der Bevölkerung in Deutschland bekennende Musliminnen und Muslime sind.

Der Streit um Moscheeneubauten zeigt, wie schwer sich die Mehrheitsgesellschaft mit Veränderungen tut und wie groß die Beunruhigung in der Gesellschaft über das Einfließen fremder Kulturen und Elemente ist. Verhältnisse wie vor 200 Jahren sind derzeit in Deutschland nicht vorstellbar: Die Preußenkönige Friedrich I. und Friedrich II.

haben in Berlin in unmittelbarer Nähe der Französischen Straße im Zentrum des alten Berlin den Bau zweier Kirchen unterstützt: Die römisch-katholische Hedwigs-Kirche und die Französische Friedrichstadtkirche. Beide Kirchen wurden für kulturfremde und ausländische Gastarbeiter und Flüchtlinge gebaut: die heutige Kathedrale für katholische Einwanderer aus Schlesien und die Französische Kirche als Gotteshaus für Hugenotten, also protestantische Flüchtlinge aus Frankreich, die dort wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Man stelle sich das vor: Helmut Kohl, der im Juli 2013 dafür gescholten wurde, dass er zu Beginn seiner Kanzlerzeit die Zahl der türkischen Arbeitsmigranten in Deutschland zurück in die Türkei schicken wollte, hätte während seiner Regierungszeit ein Programm aufgelegt, um den Bau von Moscheen in den Innenstädten der Bundesrepublik zu fördern. Wie hätten sich die Innenstädte und wie hätte sich die Frage der Integration verändert?

Auch andere Religionsgemeinschaften werden im Stadtbild sichtbar: Nachdem während der Shoa die sichtbaren und architektonisch oft wertvollen Zeugnisse jüdischen Glaubens zum großen Teil vollständig zerstört wurden, kehren in den letzten Jahrzehnten wieder repräsentative Synagogen in die Innenstädte zurück. Hinduistische Tempel und buddhistische Zentren entstehen inmitten der Stadtlandschaft und bereichern die Gesichter der Städte. Aber auch die vielen kleinen Religionsgemeinschaften mit ihren fremdartigen Tempeln, Gemeinschaftshäusern und Andachtsräumen prägen die Stadt und machen sie bunt und vielfältig.

Beschäftigt man sich aber mit den Religionen, stellt man fest, dass es ein gemeinsames Anliegen gibt, das alle Religionen miteinander verbindet: nämlich das Bestreben, dem Menschen zu helfen, seinem Leben Sinn, Glück und Frieden zu geben. Und besucht man diese heiligen Orte in der Stadt

stellt man fest, wie gastfreundlich die Religionsgemeinschaften sind und wie freudig man als Besucherin oder Besucher empfangen wird.

Unsere Gesellschaft verändert sich. Sie wird plural und ist es vielfach längst. Es ist gut, wenn dies auch im Stadtbild sichtbar wird, und es ist gut, wenn die Menschen diese Orte nicht als fremd empfinden.

Wo man sich versammelt – Die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin-Mitte

Gerdi Nützel

„Tuet auf die Pforten, dass einziehe das gerechte Volk, das bewahret die Treue“. Mit diesem Vers aus dem Buch des Propheten Jesaja (Jesaja Kapitel 26, Vers 2) begrüßt seit mehr als 150 Jahren die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße Menschen, die an ihr vorbeilaufen oder sie betreten. Allerdings stehen die Türen des damaligen Haupteingangs zur prächtigen Synagoge nicht mehr für die vielen jüdischen und nichtjüdischen BesucherInnen des Gebäudes offen, sondern diese müssen ihren Weg in das heute „Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum“ genannte Gebäude durch eine schmale Tür weiter rechts nehmen, vorbei an Polizisten und einer Sicherheitsabspernung auf dem Gehsteig sowie durch eine Sicherheitskontrolle für Menschen und mitgeführte Gegenstände im Eingangsbereich, bevor sich die Wege nach links zu den Museumsräumen im Erdgeschoss und nach oben zu den Räumen der Jüdischen Gemeinde, zum Centrum Judaicum und zum heutigen Synagogenraum trennen.

Der Anfang der wechsellvollen und auch schmerzlichen Geschichte dieses jüdischen Gotteshauses bestand 1857 in einem Beschluss der jüdischen Gemeinde in Berlin, einen Architekturwettbewerb zu veranstalten, an dem sich auch ausländische Architekten beteiligen durften, um ein „neues, den veränderten Verhältnissen und dem Reichtum der Gemeinde entsprechendes Gotteshaus“ zu erbauen. Es sollte Platz für 1400 Männer und 800 Frauen sowie 60 Personen auf einer Sängerempore bieten. Beim Richtfest 1861 wurde die Hoffnung geäußert, dass der Bau „zum Ruhme Gottes und zur Zierde der Stadt“ vollendet werde und er möge „noch nach Jahrhunderten Zeugnis da-

von geben, dass der Sinn für Gottes Verehrung und Andacht in Israel nicht er stirbt...“. Zu den innerhalb und auch außerhalb der jüdischen Gemeinde damals nicht unumstrittenen modernen Charakteristika der Neuen Synagoge gehörten der Einbau einer der größten Orgeln Berlins, eine Empore für einen geschlechtergemischten Chor sowie der damals auch außerhalb der jüdischen Gemeinde modische maurische Architekturstil. Die Anerkennung, die die 1866 fertig gestellte Synagoge in einer breiten Öffentlichkeit fand, zeigt die illustre Schar von prominenten Teilnehmern an ihrer Einweihung, unter ihnen Ministerpräsident von Bismarck und der Berliner Polizeipräsident. Chor, Orgelmusik und Blechblasinstrumente unter Leitung des königlichen Musikdirektors Louis Lewandowski sowie eine Predigt des neuen Rabbiners Dr. Joseph Arb, der ein eigenes Gebetbuch für diese Gemeinde herausgab, unterstreichen die Bedeutung, die dem neuen jüdischen Gotteshaus als Zeichen der individuellen und kollektiven gleichberechtigten Partizipation jüdischer Gläubiger am kulturellen Leben beigemessen wurde. So kam auch die Nationalzeitung zu folgendem äußerst positivem Urteil: „Das neue Gotteshaus ist ein Stolz der jüdischen Gemeinde Berlins, aber mehr noch, es ist eine Zierde der Stadt, eine der beachtenswertesten Schöpfungen der modernen Architektur von maurischem Styl und eine der vornehmsten Bauunternehmungen, die in den letzten Jahren die norddeutsche Residenzstadt ausgeführt hat.“

Entsprechend dem Zuschnitt des Grundstückes im Rücken des Jüdischen Krankenhauses führte der Weg der damaligen SynagogenbesucherInnen sie als Frauen durch die Türen der rechts und links des Hauptportals platzierten Turmbauten zur Frauenempore und als Männer durch ein



Neue Synagoge in Berlin

dreibogiges Portal zunächst in einen Vorraum, der als Wochentagssynagoge genutzt wurde und dann in den dreischiffigen Hauptraum, dessen Mittelschiff von zwei Seitenschiffen flankiert wurde, in denen jeweils schlanke Eisensäulen die Emporen trugen. Dabei richtete sich der Blick im Mittelschiff auf die Apsis im Osten, die durch einen Triumphbogen vom Hauptschiff getrennt war und über mehrere Stufen zu dem Thoraschrein führte.

Seit ihrer Einweihung 1866 bis zu dem letzten Gottesdienst 1940 in den Zeiten nationalsozialistischer Zerstörung jüdischen Lebens bildete die Neue Synagoge das lebendige Zentrum jüdischen Lebens in Berlin, das durch mehr als weitere 100 jüdische Institutionen im Umfeld in großer Vielfalt gestaltet wurde. Konzerte an der in den

1920er Jahren noch einmal erweiterten Orgel, Uraufführungen geistlicher Musik aber auch Wohltätigkeitskonzerte, an denen sich z.B. Albert Einstein 1930 als Violinist beteiligte, führten zu einer vielfältigen geistlichen und kulturellen Nutzung - und dann auch in der Pogromnacht 1938 zum Einspruch des zuständigen Polizeireviervorstehers, als SA-Gruppen auch diese prächtige Synagoge in Brand steckten. Wilhelm Krützfeld schritt, wie der Roman „Der beherzte Reviervorsteher“ von Heinz Knobloch anschaulich erzählt, mit Hinweis auf die Denkmalschutzordnung dagegen ein und alarmierte die Feuerwehr zur Brandbekämpfung. So zerstörte erst ein Bombenangriff im November 1943 den Synagogenraum substantiell. Nach 1945 wurde angesichts der kleinen Zahl überlebender jüdischer Gläubiger in Berlin, die im Ostteil Berlins die aufgrund ihrer Hinterhofeinbaulage in der Pogromnacht verschonte

Synagoge in der Rykestrasse nutzte, zunächst kein Wiederaufbau ins Auge gefasst. Nach dem Abriss des Synagogenhaupt-raums 1958 mahnte lediglich eine 1966 zum 100-jährigen Jubiläum der Synagogen-einweihung angebrachte Gedenktafel an der erhalten gebliebenen und gesicherten Fassade mit dem Jesajazitat: „Die Vorderfront dieses Gotteshauses soll für alle Zeiten eine Stätte der Mahnung und Erinnerung bleiben. VERGESST ES NIE.“

Die Türen der Neuen Synagoge, hinter denen sich lange Jahre nur ein leerer Raum auftat, öffnen sich zwar bis heute nicht mehr für die zahlreichen jüdischen und nichtjüdischen Besucher und Besucherinnen des Gebäudes. Aber der Leerraum hinter den Türen erfuhr seit dem Beginn der Umgestaltung im Jahr 1988 zu dem heutigen Gebäudekomplex „Neue Synagoge Berlin –

Centrum Judaicum“ eine wohlüberlegte Füllung mit einer Ausstellung zur Geschichte des Gotteshauses, die auf einen unüberdachten Hof führt, der mit eingelassenen Bodenmarkierungen die Größe des Grundrisses des zerstörten Gottesdienstraums sichtbar macht. In der Ausstellung ist neben vielem Anderem das beim Schuttabräumen wieder aufgefundene Ewige Licht zu sehen, das wie viele andere Ausstellungsstücke die zerstörte Pracht schmerzlich bewusst macht. Dies entspricht dem Beschluss, „den Bau so wiederherzustellen, dass er Beleg für beide Phasen seiner Geschichte bleibt und im erlebbaren Vergleich von prachtvoller Architektur und deren gewaltsamer Zerstörung die Geschichte von Bauwerk und Bauherren sinnlich wahrnehmbar wird.“ Lediglich die mit goldenen Ornamenten verzierte Kuppel, die gemeinsam mit den Kuppeln der katholischen Hedwigskathedrale und des evangelischen Berliner Doms sowie mit den Kirchturmspitzen zweier säkularisierter Kirchen überragt von Fernsehturm am Alexanderplatz die Silhouette in Berlin-Mitte prägen, wurde mit dem weithin sichtbaren Davidstern auf der Spitze wieder als Signalzeichen originalgetreu rekonstruiert. Die ehemalige Frauenempore wird seit der Einweihung des neugestalteten Komplexes 1995 als großer Saal für eine Vielzahl von Veranstaltungen genutzt. Das Centrum Judaicum kommt seiner Aufgabe in einer international weit geachteten Reichweite und breiten Kooperation mit jüdischen und nichtjüdischen Institutionen nach, den Zugang zu den schmerzvollen und glanzvollen Seiten der jüdischen Beteiligung an der Gestaltung Berlins und darüber hinaus in Ausstellungen, Publikationen und mit öffentlichkeitswirksamen Events zum Beispiel in der jüdischen Kulturwoche einer breiten Öffentlichkeit zu eröffnen.

Angesichts dieser wechselvollen Geschichte der Neuen Synagoge ist es eine große und von vielen nach 1945 nicht mehr erwartete Freude, dass der zunächst als Mu-

seumssynagoge eingerichtete Raum inzwischen seit mehreren Jahren wieder als reguläre Synagoge genutzt wird, in dem eine nach heutigen Kriterien jüdischen Lebens erneut reformerisch geprägte Gemeinde zur Feier des Sabbats und anderer jüdischer Feiertage zusammenkommt. Ihr reformerisches Kennzeichen ist die gleichberechtigte Mitgestaltung der Gottesdienste durch beide Geschlechter. Während nach traditionellem Verständnis zehn jüdische Männer, die berechtigt und befähigt waren, die Thoralesungen in der Gemeinde zu übernehmen, anwesend sein müssen, damit ein jüdischer Gottesdienst stattfinden kann, sind es in dem „egalitären Minjan“ der heutigen Gemeinde in der Oranienburger Straße mindestens zehn Frauen oder Männer, die bei ihrer Bat Mizwa im Alter von 12 Jahren als Mädchen und im Alter von 13 Jahren als Jungen vor der Gemeinde gezeigt haben, dass sie ihrer zentralen Aufgabe im jüdischen Synagogengottesdienst gewachsen sind, die Lesungen aus der hebräischen unpunktierten Thora für alle Gottesdienstteilnehmer und -teilnehmerinnen verständlich hörbar zu machen. Die geschlechtsegalitäre Prägung der heutigen relativ jungen und durch viele junge Familien mit deren Kindern mitgestaltete Gemeinde wird auch in der Ausübung sowohl des Rabinats als auch der Kantorentätigkeit durch Frauen unübersehbar und unüberhörbar. Die auf das Wesentlichste, den Thorschrein, Sitzbänke und die Bima, das Vorlesepult in der Mitte des Raumes konzentrierte karge Gestaltung des heutigen Synagogenraums erfüllt alle Voraussetzungen, die nach jüdischer Auffassung an einen Raum für den gemeinsamen Gottesdienst zu stellen sind.

Die Bezeichnung „Synagoge“ für die jüdischen Gotteshäuser stammt aus dem Griechischen und bedeutet Versammlung. Dem entspricht, dass die ältesten aufgrund von Inschriften oder jüdischen Motiven als Synagogen identifizierbaren Bauten aus der



Gebetsraum in der Neuen Synagoge

griechisch-römischen Periode oft ursprünglich Wohnhäuser waren, die später zu Versammlungsräumen umgebaut wurden. Auch die Synagogen späterer Epochen wurden oft gemäß dem jeweils historisch und regional vorherrschenden Baustil errichtet. Nach dem Talmud soll eine Synagoge Fenster haben und größer als die Gebäude der Umgebung sein. Dies war in der Diasporasituation nicht immer und überall möglich. Die älteste bis zum Dachstuhl erhaltene Synagoge Deutschlands aus dem 11. Jahrhundert steht in Erfurt. Die im 13. Jahrhundert im frühgotischen Stil erbaute Altneuschul in Prag ist die älteste noch in Nutzung befindliche unzerstörte Synagoge in Europa. Die Varianz der gewählten Architektursprache reicht von romanisch, gotisch, barock und klassizistisch geprägten Bauten bzw. islamisch-maurisch inspirierten Synagogen im mittelalterlichen Spanien und Portugal sowie im 19. Jahrhundert in Europa und Amerika bis hin zu modernen und postmodernen Synagogenbauten im 20. und 21. Jahrhundert.

Nach der Zerstörung des 2. Tempels übernahmen die ursprünglich wahrscheinlich seit dem babylonischen Exil im 6. Jahrhundert vor Christus parallel zum Jerusalemer Tempel für Wortgottesdienste ohne Opfer genutzten Synagogen die Aufgabe, als zentrale öffentliche Versammlungs-, Bildungs- und Gottesdienstorte der jüdischen Gemeinden zu fungieren. Sie blieben aber weiterhin nicht heilige Räume wie z.B. geweihte katholische oder orthodoxe Kirchen, sondern funktionale Räume. Jüdische Gläubige können ihre täglichen drei Gebete auch an anderen Orten verrichten, lediglich für die Festgottesdienste an hohen Feiertagen sind die Synagogen unverzichtbar. Auch andere für Gottesdienste genutzte Orte, wie z.B. der Platz vor der Klagemauer in Jerusalem, können die synagogale Funktion übernehmen.

Ab dem 4. Jahrhundert nach Christus erhält der Thoraschrein in der Synagoge einen festen Platz an der Stirnseite des Synagogengebäudes, die Richtung Jerusalem weist, und auch die Gebete werden in die-

se Richtung gesprochen. In dem Thoraschrein (Aron ha Kodesch), der mit einem kunstvoll verzierten Vorhang vom Versammlungsraum der Gemeinde getrennt wird, werden die Thorarollen aufbewahrt, auf denen die Texte der fünf Bücher Mose in hebräischer Sprache auf Pergamentrollen handschriftlich stehen. Jede der kostbaren Thorarollen steckt in einer Samthülle und die Enden der Rollstäbe sind mit kronenförmigen Aufsätzen (Rimonim) geschmückt. Zur Bekleidung der Thorarolle gehört oft auch ein Thoraschild und ein Thorazeiger, mit dem die Vorlesenden den Text verfolgen, da die Schrift der Thorarolle nicht mit bloßen Fingern berührt werden darf. Über dem Thoraschrein befindet sich die symbolische Gebotstafel und darüber hängt das Ner Tamid, das Ewige Licht, das an die Feuersäule erinnert, die die Israeliten auf ihrem Weg durch die Wüste Sinai begleitet hat und die unerschütterliche ewige Verbundenheit der jüdischen Gläubigen mit Gott symbolisiert. Dass gerade dieses Ewige Licht bei den Aufräumarbeiten im Zuge der Umgestaltung der ehemaligen Neuen Synagoge zum Centrum Judaicum wieder aufgefunden wurde, ist für die seitdem durch Zehntausende jüdischer Zuwanderer und Zuwandererinnen aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion aber auch aus den USA und Israel enorm gewachsene Jüdische Gemeinde in Berlin ein ermutigendes und geistlich stärkendes Zeichen auf dem Weg durch die auch heute nicht immer einfachen Zeiten.

Wie in allen anderen größeren und kleineren Synagogen weltweit stehen auch in dem Synagogenraum in der Oranienburger Straße im Mittelpunkt des Gottesdienstes neben vielen Gebeten und den möglichst von einem Kantor, einer Kantorin angestimmten Gesängen für den jeweiligen Gottesdienst die Lesungen aus der Thora. Dazu wird die jeweilige Thorarolle, die als heilig gilt und nach dem Ende ihrer liturgischen Verwendung rituell beerdigt wird, aus dem Thora-

schrein ausgehoben und auf die Bima, den Lesetisch, gelegt. Die Bima befindet sich in dem Synagogenraum in der Oranienburger Straße wie auch in traditionell aschkenasisch-mitteleuropäischen Synagogen und in manchen neueren Synagogen in der Mitte des Versammlungsraums. Diesen Ort, der der zentralen Bedeutung der Thoralesung im jüdischen Gottesdienst entspricht, befürwortete auch der berühmte mittelalterliche jüdische Gelehrte Maimonides. In vielen sephardisch-orientierten Bauten Spaniens und in der westlich-iberisch geprägten Tradition steht die Bima an der Westwand dem Thoraschrein an der Ostwand gegenüber. Die Reformbewegung im 19. Jahrhundert, die in ihrem Bestreben nach Assimilation an das Christentum auch manche dessen rituelle und architektonischer Charakteristika aufgriff, rückte die Bima Richtung Osten, so dass er, ähnlich wie der Altar in christlichen Kirchen, mit dem Thoraschrein eine Einheit bildete. Siebenarmige Leuchter (Menora) erinnern in allen Synagogen an die Zerstörung des Tempels in Jerusalem.

Die in vielen alten Synagogen durch getrennte Räume oder Emporen vollzogene Trennung der Geschlechter, die in der Regel zu einem optischen und teilweise auch akustischen Ausschluss der Frauen aus dem zentralen Synagogenraum führte, wird in modernen Synagogen oft nicht mehr praktiziert oder in anderer architektonischer Form gelöst. In dem Synagogenraum in der Oranienburger Straße zeigen die Überreste abgesägter Stützen an den hinteren Sitzreihen, dass dort ursprünglich Sichtgitter angebracht waren, die in dem als Museumssynagoge geplanten Raum die traditionelle Geschlechtertrennung mit dem Verweis der Frauen auf die Plätze im hinteren Bereich hinter den Sichtgittern anschaulich machen sollten. Allerdings gilt auch hier in dieser geschlechteregalitären Gemeinde für die Gläubigen wie für Besucher, dass alle Männer vor dem Betreten einer Synagoge ihr Haupt bedecken. Bei Lesungen und

beim Gebet umhüllen die Gläubigen den Oberkörper mit dem Gebetsschal Tallit. Für die Gebetsgottesdienste, die traditionell dreimal täglich (morgens, nachmittags, abends) stattfinden, wie auch für die Sabbatgottesdienste ist die Anwesenheit eines Rabbiners/einer Rabbinerin nicht zwingend erforderlich. Jedoch müssen wie oben erwähnt zehn jüdische Männer (Minjan) bzw. in egalitären Minjans zehn jüdische Gläubige anwesend sein, die in ihrer Bar Mizwa oder Bat Mizwa öffentlich in der Gemeinde gezeigt haben, dass sie das Verlesen der Thora gelernt haben.

Die jahrhundertelange, wenn auch nicht immer gewaltfreie und kontinuierliche, Nachbarschaft jüdischer und christlicher Gotteshäuser wird am Beispiel der Region Berlin-Brandenburg daran deutlich, dass es bereits ab dem 13. Jahrhundert Zeugnisse jüdischen Lebens gibt und dass zugleich eines der ersten Zeugnisse das der Zerstörung einer Synagoge 1498/99 in Frankfurt/Oder ist. Die erste Gemeindesynagoge in Berlin wurde 1714 in der Heidereuter-gasse in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses im barocken Baustil errichtet - inspiriert von der prächtigen portugiesischen Synagoge in Amsterdam. In Berlin entstanden ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1930 elf weitere Gemeindesynagogen für jeweils bis zu 2000 Menschen. Dabei galt die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße, die von den berühmten Architekten Knoblauch

und Stüler, inspiriert von der Alhambra und dem damals modischen maurischen Architekturstil, mit vielen technischen Neuerungen zum Beispiel hinsichtlich der Beleuchtung und der Belüftung errichtet wurde, weltweit als eine der schönsten Synagogen. Dass sie heute angesichts der unvergessenen systematischen Zerstörung jüdischen Lebens und jüdischer Gotteshäuser zur Zeit des Nationalsozialismus wieder wenigstens durch eine kleine seitliche Pforte und nach umfangreichen Sicherheitskontrollen für viele interessierte jüdische und nichtjüdische Menschen zugänglich ist, die Ausstellungen und Veranstaltungen zur Geschichte und Gegenwart jüdischen Lebens in großer Anzahl besuchen, und dass dort heute eine lebendige jüdische Gemeinde ihre Gottesdienste feiert, ist ein Hoffnungszeichen und eine Herausforderung zur Gestaltung eines gerechten, friedlichen und geschwisterlichen Zusammenlebens als Menschen unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen in unserer Gegenwart. Hermann Simon, in den Nachkriegsjahren in Ostberlin aufgewachsener Jude und langjähriger Direktor des Centrums Judaicum, schließt seine Einführung in die Geschichte und gegenwärtige Funktion des Gebäudes „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“ mit den Worten: „Unser Bemühen wird es sein, uns im Sinne des Jesaja-Wortes als das `gerechte Volk, das die Treue bewahrt`, zu erweisen.“

Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig. Darum sollst du den Ewigen, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Kindern erzählen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um dein Handgelenk binden. Sie sollen als Merkzeichen auf deiner Stirn sein. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Tore schreiben.

(Dtn 6,5-9)

Schma Jisrael, Bestandteil des jüdischen Morgen- und Abendgebetes

Ort des aufgerissenen Himmels

Simon Berninger

Wer die Pariser Straße im Berliner Stadtteil Charlottenburg passiert, dem tut sich an ihrem westlichen Ende ein in der Hauptstadt seltener Anblick auf: Eine freistehende Kirche von katholischen Christen, fertiggestellt schon 1897, als der von Bismarck gegen die Katholiken geführte Kulturkampf noch nachwirkte. Bis weit hinein ins 19. Jahrhundert gab es entsprechend nur eine katholische Kirche im protestantisch geprägten Berlin: Die St. Hedwigskirche, die heute Sitz des Erzbischofes ist und im Schatten des protestantischen Berliner Doms steht. Als der Katholizismus durch Zuwanderungen besonders aus dem katholischen Schlesien dann an Strahlkraft gewann, ließ der so genannte Hobrecht-Plan für die Berliner Städtebebauung wiederum nur noch wenige freie Plätze übrig. Der Sankt Ludwigskirchplatz wurde darum mehr oder weniger auf dem freien Feld am Stadtrand erbaut. Die sie heute umgebende großstädtische Bebauung entstand erst später.

St. Ludwig in Berlin-Wilmersdorf – zweifelsfrei ist das eine katholische Kirche, schon die Namensgebung legt es nahe: Hinter dem Patron, auf den die Kirche namentlich geweiht ist, verbirgt sich der französische König Ludwig IX. (1214-70), für dessen Verdienste um die Verfechtung des Glaubens er keine 30 Jahre nach seinem Tod von Papst Bonifatius VIII. heiliggesprochen wurde. Hier kommt bereits ein charakteristischer Wesenszug des Katholischen zum Tragen: Die Verehrung nämlich von wahrhaft heiligen Glaubenszeugen,

die nach katholischer Vorstellung bereits durch Gottes vielfältige Gnade zur Vollkommenheit, das heißt zu Gott selbst, geführt sind. Den Katholiken werden sie damit nicht nur zum Vorbild im Glauben, sondern auch zum konkreten Ansprechpartner im Gebet, in dem sie die Heiligen um Fürsprache bei Gott angehen können. Manch heiliggesprochener Glaubenszeuge sollte zeitlebens einen so wirkmächtigen Eindruck hinterlassen, dass sich Gläubige in seine Tradition stellten und zu Gemeinschaften zusammenschlossen, die im Laufe der Zeit zu Orden herangewachsen sind. Die Franziskaner beispielsweise, die heute mit der



Katholische St. Ludwigskirche
in Berlin

Seelsorge von St. Ludwig be-
traut sind, gehen auf den heiligen
Franz von Assisi (+ 1229)
zurück.

Architektonisch findet dieser
Wesenszug des Katholischen
seinen wohl beeindruckendsten
Niederschlag in den rund
140 Heiligenstatuen, die auf
den Kolonnaden um den Peters-
platz in Rom aufgestellt
sind. Die figurative Darstellung
von Heiligen ist zum traditionel-
len Bestandteil von katholi-
schen Kirchen geworden, so-
dass den Gläubigen stets die
Heiligkeit jener entgegentritt,
die unverfälscht das christliche
Zeugnis gelebt haben und da-
her heute verehrt werden.
Auch in Sankt Ludwig war ur-
sprünglich eine ganze Reihe
von Heiligenfiguren geplant,
konnten aber wegen Geldman-
gels erst nicht realisiert wer-
den.

Die wenigen vorhandenen Figuren
wurden durch Kriegseinwirkung
zerstört. In herausragender
Weise verehren Katholiken
von Alters her Maria, die
Mutter Jesu, die als Skulptur
auch den Besucher von St.
Ludwig beim Betreten der
Kirche empfängt. Kaum auch
eine katholische Kirche, in der
es keinen Marienaltar gibt –
in St. Ludwig findet sich
dieser sichtbare Ausdruck
der Marienfrömmigkeit links
vorne im Kirchenschiff, wo
Gläubige vor der Marienstatue
mit Jesuskind eine Kerze
entzünden und im Gebet
versinken. Als biblischer
Ausgangspunkt für die
besondere Verehrung Mariens
gilt ihr großes Magnifikat,
das im Lukas-Evangelium
überliefert ist – eines der vier
in der Bibel kanonisierten
Evangelien: „Mein Geist
jubelt über Gott, meinen
Retter. Denn auf die
Niedrigkeit seiner Magd
hat er geschaut. Siehe,
von nun an preisen mich
selig alle Geschlechter,
denn der Mächtige hat
Großes an mir getan“ (Lk
1,46-48).



Blick auf den Altar

Von hier aus lässt sich zum Kern
des christlichen Glaubens
vorstoßen: Das Große, von dem
Maria hier spricht, besteht darin,
dass Gott, „der Mächtige“, sie
erwählt hat, um selbst Mensch
zu werden. Demgemäß glauben
Christen aller Konfessionen,
dass Gott durch den Sohn, den
zu gebären er Maria anvertraut
hat, einer von uns geworden ist.
„Wer mich gesehen hat, hat den
Vater gesehen“, zitiert das
jüngste Evangelium des
Johannes das Wort Jesu (Joh
19,6), wonach Christen das
Verhältnis Gottes zur
menschgewordenen Person
Jesus als Vater-Sohn-Beziehung
glauben. Nach gesamtchristlicher
Überzeugung gehört zum
Wesen dieses Gottes, der in
Jesus auf die Menschen
zugekommen ist, schließlich
noch eine dritte Erscheinungs-
Wirklichkeit – oder wie
Christen sagen: Eine „dritte
Person“, nämlich der Heilige
Geist. Gleichwohl

bekennen sich Christen in gemeinsamer monotheistischer Tradition mit Juden und Muslimen zum einen und einzigen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, auf den sich schon das älteste Evangelium nach Markus beruft (Mk 12,26). Ausgehend vom biblischen Befund führt das christliche Bekenntnis zur sogenannten Dreieinigkeit Gottes aber noch ein Stück weiter in das Geheimnis dieses einen Gottes hinein, der sich zuallererst Abraham gegenüber offenbart hat: Ein Gott in drei Personen – der Vater als der Liebende, der Sohn als der Geliebte und der Heilige Geist als die sie verbindende Liebe, die durch die Zeit hindurch wirkt und fortbesteht.

In Sankt Ludwig lenkt sich der Blick automatisch auf eine Art großen goldenen Tresor, den Tabernakel, der erhöht und zentral hinter dem Altar steht und über dem eine Kerze hinter rotem Glas brennt. In jeder katholischen Kirche findet der Glaube an die Realpräsenz der göttlichen Liebe seinen symbolischen Ausdruck im Ewigen Licht, das im Altarraum, auf den die Kirchenbänke ausgerichtet sind, brennt, wenn sich geweihte Hostien im Tabernakel befinden. Dies gibt Gewissheit: Gott ist hier! In unmittelbarer Nähe zum Ewigen Licht findet sich der Tabernakel – ein katholisches Unikum. Er ist Ausdruck der Glaubensüberzeugung dessen, was bis heute Differenz zwischen Katholiken und Teilen der Protestantischen Kirchen ist: Im Tabernakel bewahren Katholiken das „Brot des Lebens“ auf. Davon Anteil zu nehmen, ist der eigentliche Grund, weshalb sich Katholiken in der Kirche versammeln – freilich neben dem individuellen Gebet, der Andacht oder schlicht dem Bewusstsein von der Nähe zu Gott – und geht zurück auf den jesuanischen Auftrag an seine einstige Jüngerschaft: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (Lk 22,19).

Es sind die Abendmahlsworte, die Jesus im Bewusstsein dessen sprach, was am Tag

darauf mit ihm geschehen würde: Seine Hinrichtung am Kreuz. Damit endete Jesu öffentliches Auftreten, mit dem er die Menschen in radikaler Weise auf das verpflichtete, was religiöse Konvention seiner Zeit war: „Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen“ (Mt 5,17), zitiert das Matthäus-Evangelium Jesus, der sich wahrhaft als einer erweist, „der göttliche Vollmacht hat“ (Mt 7,29). In diesem Sinne ist das Christentum keine Buch-, sondern eine Offenbarungsreligion: Das exklusiv an die Juden in der Thora ergangene Wort ist in Jesus „Fleisch geworden“, schreibt der Evangelist Johannes (Joh 1,14), „damit alle Völker“ (Mt 24,14) Anteil an der Herrlichkeit Gottes, am ewigen Leben haben. Das freilich war zu Jesu Lebzeiten eine Provokation für die jüdische Bevölkerung, die sich ihrer Glaubensgeschichte getreu als Eigentumsvolk Gottes verstand. Für die römische Besatzungsmacht unter Pontius Pilatus war Jesu Auftreten ohnehin ein Skandal, stellte er doch als politisch missverständlicher „König der Juden“ (Mk 15,12) vermeintlich weltliche Herrschaftsansprüche über das jüdische Volk – Hochverrat für die Römer, worauf die grausamste und fürchterlichste Todesart stand: Die Kreuzigung. Daher ist das Kreuz zu dem Symbol des Christentums schlechthin geworden – in St. Ludwig beeindruckend aufgegriffen mit einem großen, goldenen Hängekreuz, das den Altarraum dominiert.

Im vollen Wissen um das Kreuz, an das die Römer ihn martern sollten, hielt Jesus am Vorabend seines Martyriums das Abendmahl, von dem er sagt: Dies ist mein Leib und mein Blut. In diesem Augenblick schenkt sich Jesus also selbst ganz und gar der Mahlgemeinschaft – und gibt damit schon hier und jetzt im wahren Wortsinn einen Vorgeschmack auf den mit ihm angebrochenen „neuen Himmel“ und die „neue Erde“ (Offb 21,2). Mit dem „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ gibt Jesus gleichzeitig auch den klaren Auftrag an die Apostel, dieses zentra-

le Geschehen an seiner statt – in persona Christi – durch die Zeit hinweg fortzuführen. Die zwölf Apostel stehen damit für die Kirche als das in Jesus auflebende Gottesvolk, wobei die originäre Apostelstellung nach katholischer Auffassung nur der Priester inne haben kann: Er allein kann in Treue zur apostolischen Sendung wahrhaft in persona Christi handeln, also auch die Wandlung von Brot und Wein zu Jesu Leib und Blut vollziehen. Diesen Wesensvollzug der Kirche nennen Katholiken Eucharistie – Danksagung, da der Mensch Jesu vorbehaltlose Selbsthingabe, die ihn mehr und mehr eins werden lässt mit Jesus selbst, mit nichts anderem erwidern kann als mit Dankbarkeit.

Die Eucharistie vollzieht der Priester am Altar, von dem Joseph Ratzinger treffend sagt, das sei „gleichsam der Ort des aufgerissenen Himmels; er schließt den Kirchenraum nicht ab, sondern auf – in die ewige Liturgie hinein“, die zwischen dem dreieinigen Gott im Himmel und der Schar der Heiligen immerfort gefeiert wird. Von hier aus erschließt sich, dass es sich bereits im 6. Jahrhundert durchgesetzt hat, sterbliche Überreste von Heiligen, auf die die Kirche entweder geweiht ist oder zu der die Gemeinde einen besonderen Bezug hat, unmittelbar am Altar, dem heiligen Zentrum der Kirche, zu platzieren. Weil die verbindliche Einsetzung von Heiligenreliquien in den Altar im 20. Jahrhundert aufgegeben worden ist, verwundert es nicht, dass sich die Reliquie von König Ludwig IX. in der Berliner Kirche heute seitlich des Altars, bei den Statuen des Heiligen Josef und des Heiligen Ludwig, befindet. Im Altarraum selbst verweist ein Schlussstein in den Kreuzrippen des Gewölbes noch auf den Patron der Kirche, dessen Wappen dreifach die Lilie der Bourbonen führte.

Der katholische Heiligenkult wirkt auf nicht-katholische Christen bisweilen befremdlich, doch darf er nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch für Katholiken Anbetung allein dem trinitarischen Gott gebührt: In ihm al-

lein begründet sich die schon angeklungene Hoffnung auf „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Offb 21,2). Dreh- und Angelpunkt dieser Hoffnung ist das österliche Geschehen nach Jesu Sterben. In Erwartung dessen hat er seine Jünger noch zu Lebzeiten darauf beschworen: Die Sache Jesu geht weiter – und zwar über den Tod hinaus: „Sie werden ihn verspotten, anspucken, geißeln und töten. Aber nach drei Tagen wird er auferstehen“ (Mk 10,34). Mit seiner Auferstehung hat Jesus, so sagt es der christliche Glaube, den Tod besiegt und die Tür des Todes auch für die, die ihm folgen, aufgebrochen. Das ist für Christen wahrhaft ein neuer Himmel und eine neue Erde, auf der sie freilich zuallererst dazu berufen sind, was bereits Maria von den Weisungen ihres Sohnes an das Volk erkannt hat: „Was er euch sagt, das tut“ (Joh 2,5). Im recht befolgten Tun der Worte Jesu legen Christen schon zu Lebzeiten einen Funken mit der Glühkraft eines politischen Imperativs, der ein gesamtgesellschaftliches Miteinander in Feindes- und Nächstenliebe entfachen kann.

Für ihr zündendes Eintreten für die Sache Jesu erhalten Katholiken Kraft und Stärke in der Eucharistie, die schon zu Lebzeiten Anteil an Jesu gibt – und in der Folge auch zur Verwirklichung seines Anliegens befähigt. Darum gilt die Eucharistie auch als Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens – als Sakrament.

Der Katholizismus kennt sechs weitere Sakramente, die im Glauben der Katholiken von Jesus selbst eingesetzt sind und im Dienste der neuen Erde, also des neuen Menschseins stehen. Der ordentliche Ort ihrer Spendung ist die Kirche. In der Regel empfangen die Gläubigen hier die Sakramente feierlich vom Priester, der sie wiederum in persona Christi spendet. Das erste Sakrament im Leben eines jeden Christen, ob katholisch oder protestantisch, ist die Taufe mit Wasser „im Namen des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

Sie gliedert den Täufling in die Kirchengemeinschaft ein. In Erinnerung an Jesu eigene Taufe im Jordan geschieht die Taufe an einem Taufbecken, in St. Ludwig findet sich eben dieses links vom Altarraum. Katholiken vergegenwärtigen sich beim Betreten ihrer Kirchen das Sakrament der Taufe, indem sie sich mit geweihtem Wasser bekreuzigen. Die Firmung ist schließlich das Sakrament, das den Einzelnen durch den Heiligen Geist im Glauben bestärkt. Außerdem als Sakrament gilt in der katholischen Kirche die Weihe zum Priester, der in die Fußstapfen der zwölf Apostel tritt und sich ganz und gar für ein Leben in persona Christi entscheidet. Der entsprechend gegensätzliche sakramentale Lebensentwurf ist der Bund der Ehe, den Mann und Frau in Analogie zum

Bund Gottes mit den Menschen auf Lebenszeit schließen. Die Gnade Gottes erfährt der Katholik im Bußsakrament, wobei der Priester an Stelle Jesu die Sündenvergebung zuspricht. Am Ende seines Lebens empfängt der Katholik die Krankensalbung als die letzte, sakramentale Heilszusage auf Erden – ehe er in das ewige Leben eintaucht, das Jesus mit seiner Auferstehung ermöglicht hat. Dass der Katholik aber schon zu Lebzeiten Anteil am ewigen Heil in Christus erhalten hat, ist auch Bestandteil des katholischen Glaubens.

Man verlässt die Kirche mit einem Blick auf die große Orgel. Sie wird auch die Königin der Instrumente genannt, und sie begleitet die gottesdienstliche Gemeinde bei ihrem Lob Gottes.

Tantum ergo Sacramentum

***Tantum ergo sacramentum
veneremur cernui,
et antiquum documentum
novo cedat ritui.
praestet fides supplementum
sensuum defectui.***

***Sakrament der Liebe Gottes:
Leib des Herrn, sei hoch verehrt,
Mahl, das uns mit Gott vereinigt,
Brot, das unsre Seele nährt,
Blut, in dem uns Gott besiegelt
seinen Bund, der ewig währt.***

***Genitori genitoque
laus et jubilatio.
Salus, honor, virtus quoque***

***sit et benedictio!
Procedenti ab utroque
compar sit laudatio!
Amen.***

***Lob und Dank sei Gott dem Vater,
der das Leben uns verheißt,
seinem Wort, dem ewgen Sohne,
der im Himmelsbrot uns speist;
auch der Born der höchsten Liebe
sei gelobt, der Heilge Geist.
Amen***

Aus dem Hymnus „Pane lingua“ von Thomas von Aquin
Quelle: Gotteslob – katholisches Gebets- und Gesangbuch Nr. 541/542, Stuttgart 1975

Erfahrung der Heilsökonomie Gottes - Die syrisch-orthodoxe Kirche in der Potsdamer Straße

Gerdi Nützel

Mit dem Eintritt in ein christlich-orthodoxes Gotteshaus lässt der Mensch die vergängliche irdische Welt hinter sich und begegnet der göttlichen himmlischen Wirklichkeit. So beschreibt der Patriarch Germanos (gestorben 733 nach Christi Geburt) die Kirche als irdischen Himmel, in dem der himmlische Gott wohnt und wandelt. Der altkirchliche Theologe Johannes Chrysostomos bejubelt die sich im orthodoxen Gotteshaus vollziehende Begegnung zwischen irdischer und himmlischer Welt Gottes so: „Oben lobpreisen Heerscharen der Engel, unten lobsingen Versammlungen von Menschenchören denselben Preisgesang. Oben jubeln die Seraphim den Dreimalheiliggesang; unten sendet denselben Gesang die Menschenmenge empor; eine gemeinsame feierliche Versammlung der himmlischen und irdischen Welt kommt zusammen; eine Eucharistie, ein Frohsinn, ein Freudenchor.“ (Johannes Chrysostomos. Homilien in Js. 1,1: S. 56,97 zit. nach Kallis, Liturgie 8)

Diese kurze Charakteristik des orthodoxen Gottesdienstes und ihre Entsprechung in der Gestaltung orthodoxer Gotteshäuser machen die enge Verbindung von Liturgie und Kirchenbau und ihr gemeinsames Zentrum im Altarbereich, wo die Eucharistie gefeiert wird, deutlich.

Entsprechend beginnt die Führung durch das Gotteshaus der syrisch-orthodoxen Gemeinde in der Potsdamer Straße in Berlin-Schöneberg auch mit Erläuterungen zum Altarbereich. Der ehrenamtliche Diakon der Gemeinde, Amill Gorgis, lenkt meine Augen in den durch eine Nische, in die mehrere Stufen vom mittleren Kirchenraum aus führen, abgegrenzten Bereich am Ende der

Kirche, in dem ein großer Tisch dominiert und erklärt: „Der Altartisch ist das Allerheiligste. Normalerweise steht über ihm ein Haus mit einer Kuppel, in der Sterne und der Mond innen abgebildet sind, die den ganzen Kosmos repräsentieren. In der Mitte der Kuppel ist eine Taube abgebildet, die wie bei der Taufe Jesu in Matthäus 3,17 bezeugt, darauf hinweist, dass Taufe wie Eucharistie ein Mysterium Gottes sind. Der Altar ist der Ort des neuen Himmels wie in der Taufe. Der Kirchenbau ist Sinnbild für den ganzen Kosmos, für Himmel und Erde. Der Altar ist das Reich Gottes, in dem es Brot und Wein in Fülle gibt. In der Mitte des Altars liegt die Tablitho, ein hölzernes Täfelchen, das das Kreuz darstellt, an dem Christus gestorben ist. Es wird vom Bischof mit dem heiligen Muron (Chrisam) gesalbt und mit dem Namen des dreieinigen Gottes bezeichnet. Dieses Tablitho ist jetzt zum eigentlichen Altar geworden. Darauf wird ein Tuch ausgebreitet, das aus drei Stückchen Samt- oder Seidenstoff hergestellt ist. Das eine davon ist rot und stellt das Universum dar. Das zweite Stück ist grün und bezeichnet die Erde. Das dritte Stück ist weiß und symbolisiert die Kirche. So wird die Universalität des heiligen Opfers als Darbringung der ganzen Kreatur in Christus angedeutet. An der Wand darf eigentlich nur ein Holzkreuz ohne Corpus hängen, um zu zeigen: So wie durch das Holz das Verderben in die Welt gekommen ist, ist durch das Holz des Kreuzes das Heil in die Welt gekommen. Mit seinem senkrechten Balken verbindet es Himmel und Erde und mit seinem waagrechten Balken umschließt es alle Menschen als Geschwister. Links und rechts am Eingang des Altarraums hängen zwei Rhipidien, „Fächer“. Sie bestehen aus kleinen

Glöckchen, die an einem Stab befestigt sind, und tragen das Antlitz eines Engels in Gestalt eines Cherubim. Am Karfreitag wird das Kreuz in einem Grab unter dem Altartisch beerdigt. Daneben stehen dann diese beiden Instrumente als Zeichen, dass die Cherubim das Grab bewachen. In den normalen Gottesdiensten werden sie bei der Wandlung benutzt, damit, falls unsere Gedanken abschweifen, wir dann aufwachen



Jesuskind im Schoß Mariens

und uns bewusst sind, was in diesem Moment passiert und mit allen Sinnen dabei sind. Im Altarraum sind die Diakone und der Priester mit weißen liturgischen Gewändern. Sie verkörpern Jesus mit den Aposteln beim Abendmahl. Der Altar steht im Zentrum der Liturgie des Gottesdienstes, der Ausdruck der ganzen Heilsökonomie ist. Das Erlösungswerk Christi wird 1:1 übersetzt in der Bauform der Kirche und im Dienst der Eucharistie. Die Hierarchie des Klerus repräsentiert die Himmlische Ordnung. Im Gottesdienst werden wir Kronzeugen dessen, was im Augenblick passiert, es ist mehr ein lustvolles Erleben Gottes als eine intellektuelle Verbindung zu Gott. Wir erleben Gemeinschaft mit Gott, mit den Vorangegangenen im Glauben und mit der Gemeinschaft der Glaubenden.“

Vor dem Altarbereich stehen drei Tische, zwei davon links und rechts von den Stufen zu dem Altarraum. Sie sind für die beiden Chöre, die wie in den byzantinischen Kirchen abwechselnd singen. Der eine Chor beginnt mit einem Vers, der andere antwortet mit dem nächsten Vers. Diese Art des Chorgesangs als einziger Form der Kirchenmusik entstand aufgrund einer Vision von Ignatius dem Feuerigen, dem dritten Patriarchen der syrisch-orthodoxen Kirche. Er wollte damit erreichen, dass sowohl diejenigen, die den Inhalt besser beim Hören als auch diejenigen, die ihn besser beim eigenen Singen verstehen, an den verschiedenen Tagen im Wechsel das Gottes Wort hören. In den Alltagsgottesdiensten singen die beiden Chöre. Insbesondere am Sonntag und zu besonderen Anlässen singt ein Frauenchor am dritten Tisch, der rechts am Rand steht. In den Gottesdiensten werden die Hymnen der beiden syrisch-orthodoxen Heiligen St. Ephraim (gestorben 373) und St. Jakob (gestorben 521) gesungen, von denen es heißt, wenn die ganze Heilige Schrift verloren ginge, würde sie in den Hymnen dieser beiden Heiligen wieder gefunden werden, die in jedem Gottesdienst gesungen werden.

An den drei Stehpulten vor dem Altarbereich werden jeweils unterschiedliche Arten von Texten im Gottesdienst verlesen. Am ersten Pult werden Meditationstexte bei dem Stundengebet vor Beginn der Eucharistiefeier als Vergebungsgebete rezitiert, die den jeweiligen Sonntagstext in Fürbittgebeten stellvertretend für die ganze Gemeinde aufnehmen. Am zweiten Pult werden Texte aus den Episteln von Paulus gelesen. Und am dritten Pult wird aus den vier Evangelien, der Evangelienharmonie und der Apostelgeschichte gelesen.

Vor dem Altarraum steht keine Ikonostase wie in byzantisch-orthodoxen Kirchen, sondern ein großer Vorhang, auf dem entsprechende Bilder der Heilsgeschichte appliziert sind, trennt den Altarbereich vom mittleren Kirchenschiff. Am Anfang gab es auch in den syrisch-orthodoxen Kirchen Ikonostasen, aber wegen der immer unsicheren Situation angesichts von muslimischen Überfällen ließen sich Vorhänge leichter abmachen und verstecken. In der Mitte des Vorhangs sind von unten nach oben Bilder zu sehen, die das Abendmahl, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi zeigen. Rechts und links des Kreuzigungsbildes sind die beiden mit Jesus Gekreuzigten auf eigenen Bildern zu sehen. Wenn die Bibelstelle dazu an Karfreitag gelesen wird, brennt rechts und links von dem Kreuz zunächst je eine Kerze, von denen dann eine ausgeblasen wird als Zeichen, dass die Seele des Christusleugners stirbt. An Weihnachten gibt es eine Prozession vom Altar durch das Kirchenschiff und zurück. Das Evangeliar als Wort Gottes wird vom Priester vom Altar in das Kirchenschiff und zurückgetragen. Dies weist symbolisch darauf hin, dass Jesus als das Wort Gottes vom Vater zu uns auf die Erde kam, uns gleich wurde und danach wieder zu seinem himmlischen Vater hinauf gestiegen ist. Bei der Prozession geht eine Gruppe von Messdienern dem Priester voraus, die den Propheten symbolisieren und das Kommen

Jesu voraussagen. Eine andere Gruppe von Messdienern folgt dem Priester nach und symbolisiert die Apostel, die die Botschaft Jesu in die Welt hinaustragen. Amill Gorgis betont die spirituelle Erfahrung der orthodoxen liturgischen Handlungen: „Alle liturgischen Handlungen sind Sinnbilder dessen, was die Heilsgeschichte uns erzählt hat. Der ganze Mensch soll nicht nur mit dem Verstand begreifen, sondern hören, sehen, schmecken. Das Ganze ist ein geistliches Theater und du bist mittendrin als Akteur. Du bist ein Teil von ihm, zumindest als Zeuge und nicht nur als Zuschauer.“

Obwohl das Kirchengebäude in der Potsdamer Straße ursprünglich als katholisches Gotteshaus gebaut und genutzt wurde, ist es für die syrisch-orthodoxe Gemeinde gut nutzbar, da es einen abgetrennten Altarraum mit einer sichtbaren Erhöhung durch einige Stufen zum Allerheiligsten hat. Noch fehlt die steinerne Kuppel über dem Altarisch, aber es gibt den Entwurf eines Steinmetzen für 75000 Euro, der realisiert werden könnte. Auch die Sitzbänke stören nicht, da die syrisch-orthodoxen Christen - im Unterschied zu den byzantinisch-orthodoxen Kirchen - auch in ihrem Herkunftskontext im Osten der Türkei Sitzbänke in den Kirchen haben. Die Gemeinde steht nur bei den Evangelienlesungen auf, weil es das Wort Gottes ist, und während der Wandlung bei der Eucharistie.

In einem Extraraum rechts vom Kirchenschiff und durch eine Glaswand mit Blick auf den Altar steht das Taufbecken. Es kann in syrisch-orthodoxen Kirchen im Kirchenraum oder in einem Extraraum stehen. Amill Gorgis erläutert dazu: „Das Taufbecken ist als Zeichen dafür, dass die Taufe ein Mysterium ist, immer mit einem Tuch zugedeckt und verkörpert den Schoß einer schwangeren Frau. Über dem runden Taufbecken liegt unter dem Tuch ein Kreuz als Zeichen, dass wir mit Christus geboren, gestorben und auferstanden sind. Der Täufling kommt

mit normalen Kleidern zur Taufe. Während der Taufe legt er die Kleider ab, als ob er gleichsam die Erbsünde ablegt. Der Priester mischt für die Taufe kaltes und warmes Wasser. Das kalte Wasser repräsentiert die Menschlichkeit Christi und das warme Wasser die Göttlichkeit Christi. So kommen im Taufwasser beide Naturen Christi zusammen. Der Täufling ist nicht mehr Knecht, sondern Kind Gottes und Jesu Bruder. Das Taufbecken ist rund wie der Mutterschoß, weil der Täufling in der Taufe gleichsam im Schoß Gottes neu geboren wird. Er wird am ganzen Leib mit dem heiligen Öl gesalbt. Das entspricht der Vorstellung, dass das Böse keine Stelle an dem Täufling zum Angreifen finden soll und erinnert daran, dass wir in der Taufe wie Könige gesalbt werden. In dem zweiten Fläschchen ist Myrum, ein Heiliges Öl mit verschiedenen Düften als Symbol des Heiligen Geistes. Es wird alle paar Jahre in einem Extragottesdienst von dem Patriarchen und der Heiligen Synode in Damaskus konsekriert und wird nach der Taufe wie eine Firmung zur Salbung verwandt. Der Priester haucht den Täufling an, damit bläst er ihm wie Gott Adam den göttlichen Geist ein. Der Täufling, der mit der Erbsünde zur Taufe kam, wird durch die Taufe eine neue Kreatur in Christus. Der Priester handelt an ihm stellvertretend für Christus. Nach der Taufe wird der Täufling zum Altar gebracht, darf vom Tisch des Lebens essen. Damit vollendet sich die ganze Heilsökonomie.“

Während wir aus der Taufkapelle zurück zum Kircheneingang gehen, fragt mich Diakon Amill Gorgis nach einem geeigneten Platz für die syrisch-orthodoxen Darstellungen vieler neutestamentlicher Geschichten, die er von seinem Besuch in einem syrisch-orthodoxen Kloster im Libanon mitgebracht hat. Noch ist der ehemals katholische Kirchenraum von einer Mischung verschiedener Heiligenfiguren und einem hölzernen Kreuzweg geprägt. Wären wir in einer byzantinisch-orthodoxen Kirche, wären wir am

Übergang vom mit alttestamentlichen und altkirchlichen Bildern ausgemalten Eingangsbereich im Westen, dem sogenannten Narthex, in das Kirchenschiff mit einem aufgeschlagenen Evangelienbuch begrüßt worden, das den Vers in Johannes 10,9 zeigt: „Ich bin die Tür, wer durch mich hineingeht, soll gerettet werden.“ Die Gläubigen würden die Ikonen auf der Ikonostase und auf einem zentralen Pult mit Sich-Bekreuzigen und mit Küssen begrüßen sowie Kerzen anzünden und damit Fürbitten für Lebende und Verstorbene auf ihren Lippen und im Herzen bewegen. Dabei zeigt die Bilderanordnung in byzantinisch-orthodoxen Gotteshäusern im Kirchenschiff ebenfalls die göttliche Heilsgeschichte. So sind im unteren Teil der Kuppel über dem Kirchenschiff die Apostel, Propheten und Vorfäter dargestellt und in den Gewölben die vier Evangelisten Markus, Matthäus, Johannes und Lukas. Auf den Säulen finden sich Hierarchen, Märtyrer und Asketen, während an den Wänden des Kirchenschiffs die Hauptereignisse des Neuen Testaments den Gläubigen wie eine Bilderbibel vor Augen treten. Aus der Kuppel, die sich wie ein Himmelsgewölbe über dem Kirchenschiff auf die Gläubigen senkt, sieht Christus als Pantokrator, als Weltenherrscher, auf die versammelte Gemeinde herab. Er wird dabei als Schöpfer, Erlöser und zukünftiger Richter dargestellt, der zugleich göttliche Allmacht und göttliche Menschenliebe ausstrahlt. Durch die während der eucharistischen Liturgie zeitweise geöffneten Türen der Ikonostase byzantinisch-orthodoxer Kirchen fällt wie auch beim aufgezogenen Ikonenvorhang in den syrisch-orthodoxen Kirchen der Blick auf den Altar als Mittelpunkt des Gotteshauses. Die byzantinisch-orthodoxen Kirchen zeigen im Altarbereich einerseits das Jesuskind im Schoß der Gottesmutter und andererseits Christus als den eigentlichen Liturgen der göttlichen Eucharistie und die erbetene Herabkunft

des Heiligen Geistes. Wie in allen orthodoxen Kirchen, wird damit die irdische Eucharistie, also Danksagungsfeier für das Opfer Christi, immer zugleich als symbolhaft-mystische Vergegenwärtigung der überzeitlich-himmlichen Liturgie verstanden, die Engel, Heilige, Heimgegangene und Lebende mit der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt Gottes zum Lobgesang vereint.

Als heilige Orte gelten nach orthodoxem Verständnis zum einen Orte, die einen direkten geografischen Bezug zum Leben Jesu oder zu besonderen nationalen oder panorthodoxen Heiligen haben. Dies können z.B. auch Grotten, Asketen-Einsiedeleien, Berge, wundertätige Quellen und Brunnen oder Gräber von Heiligen sein. Der Theologe Gregor von Nyssa betonte die Bedeutung der inneren Reinigung angesichts der gewünschten Gottesbegegnung gegenüber einer bloß äußerlichen Annäherung durch Wallfahrten an heilige Orte: „Die Annäherung Gottes geschieht nicht durch örtliche Besuche. Gott wird dich besuchen, wo du dich auch befindest, wenn er bei dir eine geeignete Herberge findet.“ (Gregor von Nyssa, Brief „Über die Wallfahrer Jerusalems, hg. von P. Mprousalis, Eine Reise nach Jerusalem, Katerini 1989. S. 23)

Die jahrhundertelangen Bedrohungserfahrungen haben für die Gestaltung syrisch-or-

thodoxer Gotteshäuser die Konsequenz, dass in ihnen grundsätzlich kaum Ikonen anzutreffen sind, sondern einerseits ein Vorhang mit Darstellungen der Geschichte Jesu statt einer Ikonostase den Altarbereich vom mittleren Kirchenraum trennt und andererseits Bilder als kunstvolle Evangelienillustrationen in den Evangeliaren dienen, da Bücher leichter weggetragen und Vorhänge leichter versteckt werden können. Der Rahmen dieser Evangelienillustrationen ist oft in zwei Farben und in einem Muster ohne Anfang und Ende gemalt. Damit repräsentieren sie wie die ganze Liturgie und der Kirchenraum Alpha und Omega der göttlichen Heilsökonomie. Eines der wenigen Wandbilder aus der syrisch-orthodoxen Tradition stellt das Marienbild dar, auf den sich der folgende Weihnachtshymnus als geistlicher orthodoxer Text bezieht. Das Marienbild stammt von einem mesopotamischen Maler aus dem 6. Jahrhundert nach Christi Geburt und wurde vor nicht allzu langer Zeit in einem Syrer-Kloster der koptisch-orthodoxen Kirche in Ägypten gefunden, als bei einem Feuer die darüber liegende Kalkschicht abfiel. Maria sieht in die Ferne, in die Zukunft. Sie denkt an die Prophezeiung Simeons und dass ihr Kind viel Leid erfahren wird. Das Kind Gottes hat die Gesichtszüge eines alten Mannes.

Syrisch-orthodoxer Weihnachtshymnus
**„Die Jungfrau hat den Wunderbaren geboren,
lasst uns gehen und ihn betrachten,
ihn, der älter ist als alle Generationen,
gewickelt in Windeln, ein alter Mann, hoch an Tagen,
der von einer Jungfrau geboren wurde.
Der Allmächtige, der die Berge hält,
wurde auf den Armen einer jungen Frau getragen.
Er, der den Hungrigen Nahrung gibt,
trank Milch wie ein Säugling.
Der Sohn, der keinen Anfang hatte,
wollte und hat einen Anfang bekommen,
er wurde geboren, obwohl er ewig ist.“**

Ort der Verkündigung nach innen und außen – Die Evangelische Kapelle der Versöhnung auf dem ehemaligen Mauerstreifen in Berlin

Gerdi Nützel

Die Kirchentür oder ein Teil der Kirchenaußenmauer bilden einen beliebten Hintergrund für Konfirmationsfotos, auf denen eine Gruppe junger evangelischer Erwachsener mit dem jeweiligen Pfarrer oder der Pfarrerin zu sehen ist, die sie auf ihrem Weg zum selbstverantworteten Ja zur Taufe begleitet haben. Oft wird bei dem silbernen, goldenen oder gar diamantenen Jubiläum der Konfirmation dieses Bild mit den JubilarInnen noch einmal nachgestellt. Wer in den Jahren seit der Jahrtausendwende sein Konfirmationsjubiläum in der Evangelischen Versöhnungsgemeinde im Berliner Stadtteil Wedding feiert, steht dabei vielleicht vor seiner dritten Kirchenmauer im Laufe der Jahrzehnte, hat doch die Baugestalt des Gotteshauses dieser Gemeinde im Laufe von etwas mehr als 100 Jahren dreimal eine völlig neue Form gefunden.

Als ein jahrzehntelang der Evangelischen Versöhnungsgemeinde angehöriges Gemeindeglied erinnert sich zum Beispiel Gerda Neumann noch ganz lebendig an die 1894 im Beisein von Kaiserin Auguste eingeweihte neugotische Backsteinkirche mit dem weithin sichtbaren hohen Kirchturm. Damals führte die lange Hussitenstraße genau auf den Eingang und Vorplatz der für Zehntausende neuzugezogener Gemeindeglieder gebauten Kirche. Jeweils zwei Feldsteinstopper an dem Eingang und Ausgang zum Kirchengrundstück zeugen noch heute von der damaligen Einfahrt für Kutschen. Auch wenn die äußere neugotische Gestalt der damaligen Versöhnungskirche dem favorisierten Architekturstil für die Mehrzahl der zwischen 1870 und 1914 erbauten evangelischen und katholischen

Gotteshäuser in Berlin entsprach, bot doch das Innere der achteckig ohne störende Pfeiler konzipierten Kirche ein dem technischen Stand der Zeit auch für andere Großbauten angewandtes Verfahren und erlaubte von allen der mehr als 1000 Plätze einen guten Sicht- und Hörkontakt zu dem Prediger. Die Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum dieses Kirchengebäudes im Jahr 1994 mit dem Titel „Von der richtigen Seite betrachtet konnte man sie regelrecht schön finden“ macht in Wort und Bild das Innenleben dieses Gotteshauses lebendig, dessen äußerer Umriss auf dem Vorplatz der heutigen Kapelle der Versöhnung im Boden markiert ist. Für das Schicksal der Backsteinkirche war nach Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, die bis 1950 soweit behoben waren, dass in ihr wieder Gottesdienste stattfinden konnten, insbesondere ein weiteres historisches Ereignis des 20. Jahrhunderts, der Mauerbau am 13. August 1961, entscheidend. Denn auch wenn die Kirchengemeinde, deren Gotteshaus mit umfangreichem Gemeindehaus im russisch besetzten Teil Ostberlins stand, zunächst auf den Mauerbau mit einem Aushang am 16. August 1961 reagierte: „Unser Gemeindeleben geht ungestört weiter“ war doch wenige Wochen später nicht nur für die Mehrzahl der im britisch besetzten Westteil Berlins wohnenden Gemeindeglieder der schon auf der Westseite sich befindliche Zugang zum Kirchengrundstück versperrt, sondern noch vor Jahresende 1961 war auch für den Pfarrer und die wenigen auf der Ostberliner Seite wohnenden Gemeindeglieder der Zugang zur Kirche endgültig verboten. Um die Hülle der evangelischen Versöhnungskirche im Grenzstreifen herum wurden Mauer und Grenzanlagen immer



Evangelische Kapelle der Versöhnung

perfekter ausgebaut und schließlich wurden im Januar 1985 zunächst der bis dahin in Ost- und Westberlin weithin sichtbare Kirchturm und dann auch das Kirchenschiff zur „Sanierung“ des Grenzstreifens gesprengt. KonfirmandInnen der evangelischen Versöhnungsgemeinde, die nach 1966 bis 2000 konfirmiert wurden, gaben ihr Ja zur eigenen Taufe in dem 1966 eingeweihten geräumigen Gemeindezentrum auf der westlichen Straßenseite der Bernauer Straße. Dort waren rund um einen multifunktionalen Gottesdienst- und Gemeindesaal mit 200 Sitzplätzen Jugend- und Freizeiträume, Konfirmandensaal, Gemeinde- und Pfarrbüro, Wohnungen für Hauswart, Gemeindegewerkschaft und Pfarrer entsprechend der in den Nachkriegsjahren charakteristischen Konzeption für evangelische Gemeindearbeit als Gemeinwesen- und Kulturarbeit gebaut worden.

Als 1989 im Zuge der friedlichen Revolution die Berliner Mauer geöffnet und relativ zügig auch weitgehend beseitigt wurde, war für die evangelische Versöhnungsgemeinde nach Jahrzehnten wieder der Zugang zu dem ursprünglichen Kirchgrundstück auf der östlichen Straßenseite der Bernauer Straße möglich. Als dieses mit der Auflage einer sakralen Nutzung der evangelischen Versöhnungsgemeinde rückübertragen wurde, stellte sich für die Gemeinde die Frage nach einem den neuen Herausforderungen und der Lage als Teil des Denkmals Berliner Mauer entsprechenden Gotteshaus. Die Antwort des langjährigen Gemeindepfarrers Manfred Fischer lautete nach intensiven Diskussionen in der Gemeinde und mit weiteren Interessierten: „Statt auf eine Rekonstruktion zielt die neue Form auf Transformation, auf eine Aneignung der Geschichte mit Mitteln und für die



Innenraum

Lebensvollzüge von heute.“ Angesichts einer deutlich gesunkenen Gemeindegliederzahl in einem der multikulturellsten Kieze Berlins mit fast 60% EinwohnerInnen mit Migrationshintergrund und sehr unterschiedlichen religiösen Überzeugungen sowie angesichts der schöpfungstheologischen Herausforderung nach einem möglichst geringen Energieverbrauch für den Bau und Unterhalt des neuen Gotteshauses entschied sich die Gemeinde für einen ovalen Stampflehmbau. Er wurde auf den Fundamenten vor allem des Chorraums der alten Versöhnungskirche unter Einmischung vermahlener Fundstücke der zerstörten Backsteinkirche errichtet. Ihn umgibt ein Wandelgang aus Douglasie-Holzlamellen, die einen Wetterschutz nach innen und zugleich eine Durchsicht nach außen ermöglichen, je nach Standort auf das ehemalige Gemeindezentrum, das nun neben einigen Gemeinderäumen vor allem

als Dokumentationszentrum für die Gedenkstätte Berliner Mauer genutzt wird, oder auch auf das hölzerne Läu-
tegerüst rechts vor dem Eingang zum Wandelgang, in dem die Originalglocken der alten Versöhnungskirche hängen und mit Seilen von Gemeindegliedern vor dem Gottesdienst per Hand geläutet werden.

Im Inneren der Kapelle empfängt den Besucher zunächst ein kleiner Vorraum, von dem eine verborgene

Treppe auf die Orgelempore führt, dann fällt der Blick auf den ebenfalls aus Stampflehm errichteten Altar, vor dem die alte rote Sandsteinaltarplatte in den Fußboden eingelassen ist. Rechts vor der jetzt geosteten Kapelle der Versöhnung steht in einer großen Nische der weitgehend erhaltene kunstgeschmiedete Altaraufsatz der alten Versöhnungskirche, vor dem unter einer Glasscheibe auch ein Blick in den ehemaligen Keller der alten Kirche ermöglicht wird. Zwei Fenster zum Himmel, zum einen im Dach der Kapelle und zum anderen an der Seite der Orgelempore machen die jeweilige Himmelsfarbe und den Tageslichtstand innen sichtbar. Auf einem metallenen Standkruzifix links neben dem Altar segnet der auferstandene Christus mit einem losgelösten Arm die Gläubigen. Die metallene Feuerschale vor dem Altar nimmt die Kerzen auf, die dort während der Gemeindegottesdienste, während spezieller Gebetsandachten wie der wochentäglichen Mauertoten-

andacht oder der freitäglichen Coventryandacht aber auch von vielen BesucherInnen angezündet werden. Im neuen Altar sind die Abendmahlsgeräte sowie als eine Art Reliquie das Mauertotenbuch eingeschlossen. Zur individuellen und gottesdienstlichen Beschäftigung mit dem Wort Gottes lädt die auf dem Altar aufgeschlagene Bibel ein. Aus der Gottesdienstraumgestaltung im Gemeindezentrum auf der westlichen Straßenseite wurde die Sitzordnung als offener Kreis links und rechts vom Altar für die gottesdienstliche Sitzordnung in der Kapelle der Versöhnung übernommen. Sie entspricht der evangelischen Gemeindekonzeption als Gemeinschaft der Gläubigen, die sich im Gottesdienst und auch beim Abendmahl geschwisterlich versammelt und den Gottesdienst mit den durch die Ordination in ihr Amt der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung eingesetzten Geistlichen sowie weiteren liturgisch tätigen Gemeindegliedern auf Augenhöhe feiert.

Die im Fall der evangelischen Versöhnungsgemeinde durch einschneidende historische Ereignisse bedingte dreimalige Neukonzeption der äußeren Gestalt des Gotteshauses erinnert daran, dass nach reformatorischem Verständnis überall Gottesdienst gefeiert werden kann. Es ist dafür prinzipiell kein spezielles Gebäude oder ein nach bestimmten festgelegten Kriterien errichtetes und geweihtes Sakralgebäude Voraussetzung, sondern entscheidend ist seine Zweckdienlichkeit für die Verkündigung und Versammlung der Gemeinde. So sagt Luther: „Nicht das man daraus ein sondere Kirchen mache, als were sie besser denn andere heuser, wo man Gottes Wort predigt. Fiele aber die Not fur, das man nicht wolte oder kündte hierin zusammen komen, wo möchte man wol draussen beim Brunnen oder anderswo predigen.“ (Martin Luther, WA 49,592)

Diese deutliche Relativierung der Bedeutung eines speziellen „Gotteshauses“ für

evangelische Gottesdienste entspricht der reformatorischen Konzentration auf die Verkündigung des Evangeliums an allen Orten und zu allen Zeiten. Die kirchenbaupraktische Konsequenz war in der Regel im 16. Jahrhundert die Umgestaltung vorhandener Kirchbauten für die protestantisch-gottesdienstliche Nutzung. Seitenaltäre, Reliquien und manche Bildwerke wurden aus vielen Kirchen entfernt, so dass eine Konzentration auf den Hauptaltar erfolgte. Künstler wie Lucas Cranach schufen Altarbilder, die als Bildprogramm die gemeinsame Abendmahlsfeier oder die Bedeutung der gnädigen Zuwendung Gottes statt Heiligengeschichten oder die Marienfrömmigkeit zum Inhalt hatten. Das Taufbecken wanderte als zweites wichtiges Sakrament in die Nähe von Altar und Kanzel und seine Gestaltung verwies oft auf die biblischen Taufgeschichten. Gestühl wurde nun für alle bereit gestellt, um die Gleichheit aller Gläubigen vor Gott zu betonen und auch angesichts der umfangreicheren Predigten.

Eine radikalere Form der Kirchenumgestaltung erfolgte in den calvinistisch-zwinglianisch geprägten reformierten Gebieten, in denen Bilder, Gegenstände auf dem Altar inklusive Kerzen radikal entfernt wurden, um die exklusive Konzentration auf die Predigt und die Versammlung der Abendmahlsgemeinde rund um einen Tisch statt vor dem Altar zu erreichen.

Bei den Kirchen, die ab dem 17. und 18. Jahrhundert neu als protestantische Kirchen errichtet wurden, ist zum Teil eine optische Verbindung von Altar, Kanzel und Orgel in einer vertikalen Zentralachse hergestellt, die der Bedeutung von Abendmahl, Wortverkündigung und Gemeindegesang im reformatorischen Gottesdienst entspricht.

Zu einer intensiven Kirchenbautätigkeit kam es angesichts des enormen Wachstums mancher Städte infolge der Industrialisierung ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Intention des „Eisenacher Regulativs“ als

Leitlinie gerade für die Vielzahl protestantischer Kirchenbauten in den boomenden Großstädten war es, durch die Verwendung vor allem neogotischer Formen, eines kreuzförmigen Grundrisses und regionaler Kunst zu einer Beheimatung der großen Zahl städtischer ZuwandererInnen beizutragen. Innovative Impulse für eine neue inhaltliche und architektonische Form von Kirche gingen 1891 von dem „Wiesbadener Programm“ aus, das – wie auch in dem Grundriss der alten Versöhnungskirche realisiert - die Gemeindekirche als Leitbild hatte, die sich insgesamt in einem Raum versammelt, in dem alle Zugang und Sicht auf den Abendmahlstisch in der Mitte haben. Ab 1910 wurden häufig „Gemeindekirchen“ gebaut, die neben dem Gottesdienstraum auch Platz für eine Vielzahl von Gemeindeaktivitäten, Wohnungen für GemeindemitarbeiterInnen, Kindereinrichtungen usw. boten. In den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen führte der Impuls einer gesellschaftlichen und künstlerischen Erneuerung zu einer Reihe architektonisch interessanter Kirchbauten z.B. im expressionistischen Baustil oder im Jugendstil. Nach 1945 standen zunächst der Wiederaufbau kriegszerstörter Gotteshäuser und der teilweise aus dem Ausland finanzierte Aufbau von Notkirchen für die Millionen von Flüchtlingen im Vordergrund. Insbesondere ab den 70er Jahren wurden wiederum in Aufnahme gesellschaftlicher und kirchlicher Erneuerungsimpulse Kirchen mit offenen Glasflächen, in kühnen Formen wie Höhle, Schiff, Arche, Zelt, teilweise auch in engem Kontakt zum Bauumfeld oder der Natur, manchmal auch – wie das 1966 in Dienst genommene Gemeindezentrum der Versöhnungsgemeinde auf der Westseite der Bernauer Straße - als multifunktionale Mehrzweckbauten mit oder ohne freistehenden niedrigen Glockentürmen errichtet.

Angesichts des kontinuierlich geringer werdenden Anteils der protestantischen Gläubigen an der Gesamtbevölkerung und des

hohen Bedarfs an Renovierungsarbeiten bestehender Kirchengebäude bzw. deren Umnutzung oder Überlassung an christliche Migrantengemeinden auch anderer Konfessionen werden in der Gegenwart nur wenige neue protestantische Gotteshäuser gebaut. Dabei gilt nicht nur in Architektenkreisen die Evangelische Kapelle der Versöhnung in nachhaltiger Lehmbauweise mit einer Holzummantelung und mit einem liegenden Glockenturm errichtetes Gotteshaus als eines der interessantesten modernen Sakralbauwerke. Die ökumenisch-interkonfessionell genutzte Versöhnungskirche in dem Nachwendeneubaugebiet Potsdam-Kirchsteigfeld nimmt den Impuls ökumenischer Gotteshäuser wieder auf. Wie groß die emotional-identifikatorische Bedeutung auch protestantischer Gotteshäuser für schrumpfende dörfliche Gemeinschaften mit einem geringen Anteil von Gläubigen an der Gesamtbevölkerung ist, zeigt sich in deren finanziellem und praktisch-handwerklichem Engagement für die Erhaltung der historischen Gotteshäuser in der Dorfmitte. Das Interesse an Kirchenführungen und Sakralraumpädagogik gerade auch im protestantisch-großstädtischen Bereich weist auf neue Nutzungsinteressen sowohl von städtischen Bewohnern und Bewohnerinnen als auch touristischen Besuchern und Besucherinnen hin, die ihren Zugang oft weniger in Form der Gottesdienstteilnahme, sondern vielmehr durch individuellens Aufsuchen spirituell geprägter Räume der Stille oder erlebnispädagogischer Erkundungen der Gotteshäuser oder die Teilnahme an kirchenmusikalischen Veranstaltungen suchen.

Die fünf unterschiedlichen Gestalten der protestantischen Gotteshäuser in Berlin machen Phasen der Stadtentwicklung und der Kirchengeschichte sichtbar, die in Varianten je nach konfessionsgeschichtlicher Entwicklung auch in anderen deutschen Städten anzutreffen sind. Da sind zum einen die alten vorreformatorischen Stadtkir-

chen wie St. Marien und St. Nikolai in Berlin sowie St. Nikolai in Spandau oder St. Laurentius in Köpenick, um die herum sich jeweils mittelalterliche Stadtkerne entwickelt haben. Durch die verschiedenen Etappen der Eingemeindung ursprünglich selbständiger Dörfer rund um Berlin ist für viele heutige Stadtteile am Rande Berlins eine Vielzahl ebenfalls deutlich vorreformatorischer Feldsteindorfkirchen prägend. Erst im 18. Jahrhundert kam es durch die Entwicklung Berlins als Königsresidenz und die Zuwanderung von protestantischen MigrantInnen zum Bau verschiedener Stadtkirchen in eher klassizistischem Stil. Die in großer Anzahl ab 1871 bis zum ersten Weltkrieg vor allem in den damals rapide wachsenden Arbeiterbezirken Berlins gebauten neugotischen Backsteinkirchen stellen einen weiteren wichtigen Gotteshaustyp dar. Eine weitere Gruppe bilden die in den 70er Jahren oft mit Sichtbeton errichteten Gemeindezentren, die sich an dem Stil der rund um sie errichteten Neubaugebiete in Ost- und Westberlin orientierten. Die große Resonanz, auf die die evangelische Kapelle der Versöhnung als markantes

und zugleich als eines der wenigen neugebauten Gotteshäuser in der Nachwendezeit bei touristisch, historisch, architektonisch und spirituell interessierten Menschen stößt, lassen die knapp unter einer Million liegenden Baukosten und die Entscheidung für einen erneuten Umzug der evangelischen Versöhnungsgemeinde in ihr drittes Gotteshaus auch mehr als zehn Jahre nach der Indienstnahme der Kapelle der Versöhnung zur Jahrtausendwende sinnvoll erscheinen. Tausende von Einträgen in den Besucherbüchern zeigen, welche Bedeutung die Kapelle der Versöhnung an diesem spezifischen Ort auch zur spirituellen Verarbeitung der Mauererfahrungen und anderer Grenzerfahrungen bietet. Sie ist damit einer der unverzichtbaren Orte christlicher Verkündigung nach innen und gerade auch nach außen in der sich immer wieder neu nach Versöhnung mit Gott und mit den Mitgeschöpfen sehnenen Welt. Die jährlich geernteten Getreidekörner auf dem Roggenfeld rings um die Kapelle der Versöhnung tragen diesen Samen als Lebens-Mittel als Zeichen der Hoffnung in viele Teile der Welt.

Marin Luther:
Erklärung zum dritten Glaubensartikel

***Ich glaube an den Heiligen Geist,
eine heilige christliche Kirche,
die Gemeinschaft der Heiligen,
Vergebung der Sünden,
Auferstehung des Leibes
und ein ewiges Leben.***

***Was ist das?
Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich***

durchs Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten; gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesus Christus erhält im rechten einigen Glauben; in welcher Christenheit er mir und allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergibt und am Jüngsten Tage mich und alle Toten auferwecken wird und mir samt allen Gläubigen in Christus ein ewiges Leben geben wird.

Das ist gewißlich wahr!

Spiegelung der Schöpfung – Die Moschee

Thomas M. Schimmel

Der Begriff Moschee leitet sich vom arabischen Wort masdschid ab und bedeutet „Ort, an dem man sich (vor Gott) niederwirft“. Sie ist der zentrale Ort, an dem sich die islamische Glaubensgemeinschaft zum Freitagsgebet zusammenfindet. In der Regel ist sie außerdem das Gemeindezentrum, in dessen Schatten kulturelle, wissenschaftliche, schulische und kommerzielle Angebote zu finden sind.

So auch bei der Şehitlik-Moschee in Berlin-Neukölln: Ein kleiner Laden mit Café sowie ein Reisebüro und ein Bestattungsunternehmen sind in einer kleinen Ladenzeile zu finden. Ein Tagungszentrum mit Konferenz- und Schulungsräumen ist in Bau. Das Ensemble steht auf historischem Grund, nämlich auf dem Grundstück des alten osmanischen Friedhofes, der 1798 für die Verstorbenen der osmanische Botschaft von der Preußischen Regierung als muslimischer Friedhof angelegt und 1866 an den heutigen Standort am Columbiadamm verlegt wurde. Auf dem Weg zum Eingang der Moschee passiert man daher zahlreiche, z.T. sehr alte Gräber.

Die Moschee selbst erhebt sich mit ihrer silbernen Kuppel und zwei kleinen Minaretten vor dem Besucher und direkt vor ihr stehend könnte man meinen, man sei in Istanbul – denn tatsächlich ist die Blaue Moschee am Bosphorus das Vorbild der etwa 20-mal kleineren Moschee in Berlin. Sie wurde zwischen 1998 und 2005 in mehreren Bauabschnitten von der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion e.V. (DITIB) im osmanischen Stil erbaut. Ihr Name, Şehitlik-Camii, bedeutet Friedhofs-Moschee. Wegen der Regel, dass Moscheen nur mit Spenden von Gläubigen errichtet werden dürfen, musste der Bau auf Grund

von Geldmangel immer wieder unterbrochen werden. Auch heute warten noch einige Gebäude auf dem Gelände auf ihre Vollendung.

In der Moschee bin ich mit Yunus Emre verabredet. Der Politologiestudent gehört zu einer Gruppe von jungen Leuten der Gemeinde, die ehrenamtlich durch die Şehitlik-Moschee führen und interessierten Besucherinnen und Besuchern das Gebäude und den Islam erklären. Über 20.000 Menschen haben im vergangenen Jahr die größte Moschee Berlins besucht, erzählt er. Über eine Außentreppe erreicht man den Haupteingang der Moschee, vor dem man seine Schuhe auszieht und durch den man einen großen zentralen leeren Kuppelsaal betritt, in den durch kleine Fenster das Tageslicht fällt. Auch im Erdgeschoss gibt es einen großen Gebetsraum, der im Winter und als zusätzlicher Gebetsraum an Feiertagen genutzt wird, wenn viele Gläubige zur Moschee kommen. Die Kuppel wird getragen von Säulen und Bögen. Vorne, gegenüber dem Haupteingang, befindet sich eine Gebetsnische, rechts daneben die Kanzeltreppe. Am linken Rand steht der Lehrstuhl. Ansonsten ist die Moschee leer, von einem großen Kronleuchter beleuchtet und mit grünem Teppich ausgelegt. „Eine Moschee ist eine Reflexion, eine Spiegelung des Universums und der Schöpfung,“ erklärt Yunus Emre, „wir finden hier alles wieder, was es auch in der Natur gibt: Sterne wie den Davidstern, der im Islam Salomon-Stern heißt und die Nähe zum Judentum beweist, den Mond, den Leuchter, der die Sonne darstellt, Pflanzendarstellungen, Säulen und Bögen, die wie Dattelpalmen aussehen, blaue und weiße Farben als Symbole für Wasser und Himmel. Das alles soll den Gläubigen die Schönheit der Welt vor Augen führen und sie zur Wertschätzung der

Schöpfung auffordern. Und noch ein Aspekt ist wichtig“, fährt Yunus fort, „das Zentrum des Raumes ist leer. Hier ist Platz für die Menschen, die im Mittelpunkt aller Religionsausübung und des Islam stehen sollen.“

Der Islam und der Koran

Der Islam (dt. Hingabe, Gottergebenheit) ist im 7. Jahrhundert n.Chr. auf der Arabischen Halbinsel entstanden, als Muhammad auf dem Berg Hira in der Nähe der Handelsstadt Mekka der Koran offenbart wurde. Der Erzengel Gabriel diktierte im Auftrag Gottes Muhammad den Text in arabischer Sprache über 20 Jahre hinweg. Der Koran verkörpert somit das Wort Gottes, das auch schon den Juden und Christen geoffenbart wurde. Da die Botschaft an Muhammad aber die letzte Offenbarung ist, gilt sie als die letztgültige, ohne dass die Schriften der anderen beiden abrahamitischen Buchreligionen ungültig würden. Der Koran besteht aus 114 Suren, die der Länge nach geordnet sind und mit der 2. Sure als dem längsten Abschnitt beginnen. Die erste Sure, al-Fātiha genannt, bildet eine Ausnahme von der Ordnung, da sie eine wichtige Funktion in der Liturgie des rituellen Gebetes der Muslime hat. Im Koran finden sich Erzählungen über alttestamentliche Propheten und Gestalten wie Abraham, Mose oder David, aber auch über Maria und Jesus. Desweiteren finden sich dort Gesetze und Verordnungen, die sich auf das religiöse und zivile Leben beziehen, sowie Ermahnungen und Warnungen vor der Endzeit und dem Endgericht Gottes.

Schahāda und Salāt – Glaubensbekenntnis und Pflichtgebet

Welch wichtige Bedeutung der Koran für den Islam hat, kann man an den Wänden der Moschee sehen: In der Kuppel und an den Wänden finden sich, wie in jedem als Moschee gebauten Gebäude, zahlreiche Kalligraphien mit Zitaten aus dem Koran in

verschiedenen Blautönen. In der Kuppel selbst wird die 112. Sure Al-Ichlas dargestellt, die das Gottesbild des Islam zusammenfasst. Der Dichter Friedrich Rückert, der den Koran in den 1820er-Jahren ins Deutsche übertragen und dabei versucht hat, das lyrische Arabisch zu berücksichtigen, übersetzt diese Sure wie folgt:

„Sprich: Gott ist Einer, | Ein ewig reiner, | hat nicht gezeugt und ihn gezeugt hat keiner, | und nicht ihm gleich ist einer.“ In dieser Sure, aber auch im Glaubensbekenntnis der Muslime, der Schahāda, wird der strenge monotheistische Kern des muslimischen Glaubens deutlich: „Ich bezeuge: Es gibt keine Gottheit außer Gott und ich bezeuge, dass Muhammad der Gesandte Gottes ist.“ Zu den fünf Pflichten eines Muslims gehört es, das Glaubensbekenntnis zu sprechen und zu beherzigen. Die zweite Pflicht ist das fünfmalige tägliche Gebet, das Salāt, und zwar zu festgelegten Tageszeiten: zur Morgendämmerung vor Sonnenaufgang, am Mittag, wenn die Sonne im Zenit steht, am Nachmittag, wenn die Schatten von Gegenständen doppelt so lang sind wie der Gegenstand selbst, zur Abenddämmerung nach Sonnenuntergang und in der Nacht. Diese Gebete beten die Gläubigen dort, wo sie gerade sind, unter drei Bedingungen: der Gläubige soll vor dem Gebet Hände, Arme, Gesicht (Ohren, Augen, Mund) und Füße waschen, der Boden, auf dem er betet, muss rein sein und er muss in Richtung Mekka beten. Das Gebet folgt einer Liturgie, die aus der Rezitation verschiedener Koran-Texte und Gebeten besteht und die zu bestimmten Gebeten und Texten verschiedene Gesten und Körperhaltungen vorschreibt.

Am Freitag wird das Mittagsgebet gemeinsam in der Moschee verrichtet, doch auch an den übrigen Tagen steht sie allen Gläubigen für das Salāt offen. Der Muezzin, der Ausrufer, ruft beginnend mit den Worten "Gott ist größer! -Allahu akbar" die Gläubigen zum täglichen Gebet. In den muslimischen



Kuppel mit Sure 112

misch geprägten Ländern geschieht das vom Minarett aus, in Berlin innerhalb der Moschee.

Zum Gebet lassen sich die Gläubigen, getrennt nach Männern und Frauen, in Reihen nebeneinander in der Moschee auf dem Teppich in Richtung Mekka nieder. Dabei rücken sie eng zusammen, um die Gemeinschaft und die Gleichheit der Menschen vor Gott zu betonen: „Egal, welchen sozialen Stand man innehat, alle sitzen auf dem Boden nebeneinander und beten“, sagt Yunis Emre.

Vor dem Freitagsgebet predigt der Imam, der spirituelle Leiter der Gemeinde, von der Kanzeltreppe, der Minbar, aus. Die Minbar ist eine Treppe, an deren unterem Ende ein kleines Tor und am oberen Ende eine Art Plattform mit Turmhaube ist. Um die Treppe zu besteigen, muss der Imam sich zum Zeichen der Demut klein machen und bücken, um durch das Tor die Treppe zu erreichen. In sunnitischen Moscheen predigt der

Imam von der zweiten Stufe aus. Die oberste Stufe ist dem Propheten Muhammad vorbehalten. Die Predigt ist keine Pflicht und sie ist nicht, wie im christlichen Gottesdienst, die Auslegung eines geistlichen Textes, sondern kann soziale, kulturelle, politische oder geistliche Fragen behandeln.

Der Haddsch

Die Gebetrachtung in der Moschee zeigt die Gebetsnische, die Mihrab, an. Sie weist nach Mekka, dem größten Heiligtum des Islam neben Medina und Jerusalem. Schon in vorislamischer Zeit befand sich in Mekka ein Steinheiligtum, das der Legende nach auf Adam und Abraham zurückgeht: Ursprünglich von Adam errichtet, soll es nach langem Verfall von Abraham und seinem Sohn Ismail wieder aufgerichtet worden sein. In der fensterlosen, von einem schwarzen, mit Koranversen verzierten Tuch umhüllten Gebäude, das 13m lang,



Minbar (Kanzeltreppe)

12m breit und 15m hoch ist, befindet sich in der östlichen Ecke ein schwarzer Meteorit. In unmittelbarer Nähe befinden sich weitere heilige Orte, so der Zamzam-Brunnen, der Ismail und seiner Mutter Hagar das Leben gerettet haben soll, sowie das Grab von Ismail. Zu den Pflichten eines Muslim gehört es, wenn er gesundheitlich und finanziell in der Lage dazu ist, einmal in seinem Leben die Große Pilgerfahrt anzutreten, den Haddsch, die ihn nach Mekka und in die Umgebung von Mekka führt. Der Haddsch ist ein komplexes Ritual mit verschiedenen Stationen und Symbolhandlungen und dauert 13 Tage: So umkreisen die

Pilgerinnen und Pilger sieben Mal die Kaaba, laufen sieben Mal die Strecke zwischen al-Marwa und as-Safā und erinnern sich so an die zweite Frau Abrahams, die für sich und ihren Sohn Ismail Wasser suchte, sowie an einen Wettlauf Abrahams mit dem Teufel. Sie verbringen eine Zeit am Berg Arafāt, bitten um die Vergebung der Sünden und sie steinigen in Mina symbolisch den Teufel, bevor sie zurück nach Mekka gehen und dort nochmals die Kaaba umkreisen. Während des Haddsch tragen alle Gläubigen das gleiche weiße Pilgergewand, das später ihr Totentuch wird. Auch hier soll deutlich werden, dass alle Menschen vor Gott gleich sind und es keine Standesunterschiede gibt¹. Der Religionswissenschaftler Udo Tworuschka bezeichnet den Haddsch als „Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit und ihrer Bewegung zur unendlichen göttlichen Vollkommenheit (...) Haddsch bedeutet Befreiung: von sich selbst, vom öden Alltagstrott, von all den elenden Zwängen, in denen der Mensch gefangen ist“².

In der Şehitlik-Moschee in Berlin weist nicht nur die Gebetsnische auf Mekka hin, sondern auch ein goldener Rahmen, der ein Stück des Tuches umfasst, das die Kaaba umhüllt hat.

Zakat und Saum – die Armensteuer und das Fasten

Neben dem Glaubensbekenntnis, dem täglichen Gebet und der Pilgerfahrt gibt es zwei weitere Pflichten, die Muslime und Musliminnen erfüllen müssen. So sind sie auch zur Solidarität mit den Armen verpflichtet. Einmal im Jahr sollen sie 2,5% von dem, was sie übrig haben und nicht zum Lebensunterhalt benötigen, an Arme und Bedürftige spenden. „Es gibt keine Re-

¹ Eine interessanter Erfahrungsbericht von Omar und Zumaya Ibrahim über ihre Haddsch ist zu finden in der Zeitschrift „Franziskaner Mission Nr. 1/2011, S. 26/27.

² Tworuschka, Udo (1994): Islam, in: Tworuschka, Udo (Hrsg.): Heilige Stätten. Darmstadt: S. 80.

gel, wem man das Geld spendet“ erläutert Yunus Emre, „man kann es dem arbeitslosen Nachbarn geben oder einer Hilfsorganisation für Somalia spenden. Es prüft bei uns auch niemand nach, ob Du gespendet hast“. In einigen islamischen Ländern wie Saudi Arabien oder Pakistan wird die Zakat übrigens als Steuer vom Staat eingezogen.

Eine weitere Pflicht für Muslime ist das Fasten im Monat Ramadan. In diesem Monat offenbarte Gott Muhammad den Koran. In Erinnerung an dieses Ereignis essen und trinken Musliminnen und Muslime nicht zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und enthalten sich jeglichen Vergnügens (im Koran – Sure 2, 187 - heißt es: „Und esst und trinkt, bis ihr in der Morgendämmerung einen weißen von einem schwarzen Faden unterscheiden könnt!“). „Durch das Fasten erfahren wir den Mangel am eigenen Leib“, erläutert Yunus Emre, „wir schätzen die Selbstverständlichkeiten des Lebens wieder wert und können Dankbarkeit gegenüber Gott und den Menschen entwickeln sowie Mitleid mit denen, die immer an Mangel leiden.“ Nach Sonnenuntergang kommt man in der Familie zusammen und feiert, häufig mit Milch und Datteln, das Fastenbrechen. Am ersten Tag des nachfolgenden Monats, des Schawwal, wird das Ende des Fastens, das Zuckerfest gefeiert. An diesem Tag kommt man zum gemeinsamen Gebet in der Moschee zusammen, besucht die Friedhöfe, die Verwandten und feiert das Ende des Fastens ausgiebig mit gutem Essen.

Lehrstuhl

Ein Objekt in der Şehitlik-Moschee ist noch nicht erwähnt worden: An der linken Seite der Moschee steht ein Podest, das fast die Form eines Stuhls hat. „Das ist der Lehr-

stuhl“, erläutert Yunus Emre. „auf dem der Referent sitzt, wenn es Vortragveranstaltungen gibt. Moscheen sollen auch Orte der Bildung sein. Die ersten Vorläufer der modernen Universitäten, die Madrasen, wurden im 10. Jahrhundert in Arabien und Nordafrika von Muslimen gegründet. An ihnen wurden Theologie, Recht, Medizin, Mathematik, Astrologie und Sprachen gelehrt. Und so soll auch in den Moscheen nicht nur gebetet werden“. In den Madrasen wurde die Koranwissenschaft und die Hadith-Wissenschaft gelehrt. Die Lehrer dort mussten neben arabisch, die Sprache des Korans, auch hebräisch, die Sprache der Thora, und griechisch, die Sprache des Neuen Testaments beherrschen und diese Bücher möglichst auswendig kennen. Denn neben dem Glauben an den einen, allwissenden und barmherzigen Gott und seine Offenbarung im Koran gelten auch die Thora und die Evangelien als gültige Offenbarungen Gottes und gehören damit zu den Glaubensinhalten der Muslime. Neben dem Koran kennt der Islam weitere Überlieferungen des Propheten Muhammad, der Hadith, zu dem auch die normativen, als gesetzgebenden Texte der Sunna gehören. In den Hadith wurden nur Überlieferungen übernommen, die nachweislich von Muhammad stammten. Dies zu belegen war Aufgabe der Hadith-Wissenschaft.

Beim Verlassen der Moschee fallen mir noch die Gebetsketten auf, die an kleinen Gestellen auf den Fensterbänken der Moschee hängen. „Jede Kugel steht für einen der 99 Namen Gottes, die im Koran erwähnt sind“, erklärt Yunus und reicht mir eine der Ketten. Mithilfe einer solchen Kette versenken sich Gläubige meditativ und preisen betend die Taten Gottes, danken Gott und bezeugen seine Großartigkeit. Der weite Raum der Moschee und die 99 im Koran erwähnten Namen, von denen hier einige

³ Sunna (arabisch): Brauch, gewohnheitsmäßige Norm, ist die Sammlung der Gewohnheiten, Anweisungen und Worte des Propheten Muhammad, die ein Mensch muslimischen Glaubens zu befolgen hat.

genannt seien, erklären den Islam vielleicht besser, als theologische Abhandlungen: Gott, der Erbarmer, der Barmherzige, der Beschützer und Bewacher, der Erhöher der Demütigen und Bescheidenen, der Demüti-

ger der Unterdrücker ihrer Mitmenschen, der Feinfühlige, der immer wieder Verzeihende, der Liebevolle, der alles mit seiner Liebe Umfassende, der Vergeber der Sünden...

Der Ruf des Mueezin

***Gott ist größer. Gott ist größer.
Gott ist größer. Gott ist größer.
Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Gott.
Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Gott.
Ich bezeuge, Muhammad ist der Gesandte Gottes.
Ich bezeuge, Muhammad ist der Gesandte Gottes.
Auf zum Gebet. Auf zum Gebet.
Auf zum Wohlergehen! Auf zum Wohlergehen!
(morgens: Das Gebet ist besser als der Schlaf)
Gott ist größer. Gott ist größer.
Es gibt keinen Gott außer Gott.***

Quelle: Khoury, Adel Theodor: Der Koran erschlossen und kommentiert. Düsseldorf 2005. S. 230.

Ein stiller Lehrer - Das Haus der Andacht der Bahá'í

Peter Amsler

Häuser der Andacht, erbaut durch die Bahá'í in aller Welt, sind Orte des Gebets und der Besinnung genauso wie Kristallisationspunkte des Dienstes am Gemeinwohl. Mit seiner 28 Meter hohen Kuppel steht ein solcher Sakralbau seit fast 50 Jahren in Hofheim-Langenhain im Taunus. Er ist den drei Glaubensgrundsätzen der Bahá'í-Religion gewidmet: der Einheit Gottes, der Einheit der Religionen und der Einheit der Menschheit. Andacht und Dienst im Hier und Jetzt bestimmen das Leben der Bahá'í.

540 kleine, rautenförmige Fenster lassen das Sonnenlicht in einem lebhaften Spiel von Licht und Schatten in das Rund hineinfluten. Sie sind angeordnet zwischen nach oben strebenden Betonelementen, die in 28 Metern in eine Art Laterne einmünden. In ihrer Mitte ist eine arabische Kalligrafie eingelassen. „O Herrlichkeit des Allherrlichen“ steht dort geschrieben.

Nimmt man auf einem der gepolsterten Sitze Platz, bietet der runde Kuppelbau in alle

Richtungen einen herrlichen Ausblick in das nahe Grün des umliegenden Parks. Früher, als die Bäume noch nicht so hoch standen, ließ sich die Skyline von Frankfurt gut erkennen. Zöge man eine Luftlinie aus der Sitzrichtung immer weiter nach Südosten, gelangte man zum heiligsten Ort von über sechs Millionen Menschen – zum Grabmal des Religionsstifters der Bahá'í, Bahá'u'lláh (1817-1892). Denn wir befinden uns im Haus der Andacht der Bahá'í im hessischen Taunus.

Der Blick aus dem einzigen Sakralbau der Bahá'í in Europa wird frei durch die Glasfronten, die vom Boden hinaufziehen bis zur Decke des Rondells und das ganze Rund umgeben. Das Glas wird lediglich von neun Eingangstüren unterbrochen, die nach allen Richtungen das Hinein- und Hinausgehen ermöglichen. Weite und Transparenz des Gottes- und Menschenbildes Bahá'u'lláhs kommen damit zum Ausdruck.

Das hessische Kulturdenkmal steht auf einem Hügel am Rande des Dörfchens Langenhain hoch oben im Taunus. Schon in der nahe gelegenen Kreisstadt Hofheim leiten Schilder die Autofahrer in Richtung des

Hauses der Andacht. Sonntags um drei gibt es darin Lesungen aus den Schriften der Hochreligionen, einmal im Jahr lädt die Gemeinde zu einem großen Sommerfest ein. Und am 4. Juli 2014 feiert die Bahá'í-Gemeinde das 50-jährige Bestehen des Hauses der Andacht.

Zur Eröffnungsfeier im Jahr 1964 waren Bahá'í aus ganz Europa anwesend.



Haus der Andacht

Der Sakralbau wurde ausschließlich mit eigenen Mitteln aus aller Welt erstellt. Einige Zeitgenossen beschworen damals den Untergang des Abendlandes, wie man es noch heute in den Pressearchiven der Zeitungen nachlesen kann. Eine Religion aus Persien schickte sich an, in der Region Fuß zu fassen. Dabei gab es schon damals seit Jahrzehnten deutsche Gemeinden dieser jüngsten der monotheistischen Offenbarungsreligionen.

1905 kam der erste Bahá'í, ein deutschstämmiger Amerikaner, zurück in seine alte Heimat Württemberg, um den neuen Glauben zu lehren. Die Wiege der Bahá'í in Deutschland liegt damit in Stuttgart. Ab 1907 sind Anhänger der Bahá'í-Religion auch in Berlin verbürgt. 1937 wurde die Gemeinde durch einen Erlass Heinrich Himmlers verboten; Bahá'í kamen in Haft und jene mit jüdischem Hintergrund wurden ermordet. Im Osten bestand das Verbot bis 1989 fort.

Es ist dem Krieg und der zentralen Lage Frankfurts am Main mit seinem internationalen Flughafen geschuldet, dass in den 1950er Jahren damit begonnen wurde, im Rhein-Main-Gebiet einen Bauplatz für ein Haus der Andacht zu erschließen. Viele Menschen haben seitdem bei ihren Besuchen in Langenhain etwas über einen neuen, noch ungewohnten Zugang zu Glauben und Religion erfahren.

Seit seiner Fertigstellung gilt der Bau als „stiller Lehrer“ der Bahá'í-Religion. Er ist eines von derzeit sieben Häusern, die auf jedem Kontinent der Erde errichtet wurden. Das Achte wird derzeit, übrigens auch von einer deutschen Firma, in Santiago de Chile gebaut.

Ein stiller Lehrer für die Einheit in der Vielfalt

In Hofheim-Langenhain wurde das Haus der Andacht den drei Glaubenswahrheiten der Bahá'í gewidmet: der Einheit Gottes, der Einheit der Religionen und der Einheit der Menschheit.

Es gibt nur einen Gott, lehrt Bahá'u'lláh in seinen zahlreichen Schriften. Dieser Schöpfergott ist dem Menschen genauso unergründlich, wie es einem Tisch der Tischler ist. Alle menschliche Rede über Gott kann daher nur vorläufig sein. Sie muss gemäß der begrenzten Auffassungsgabe der Menschen subjektiv bleiben. Bahá'í-Theologie in einem christlichen Verständnis gibt es in der Bahá'í-Gemeinde nicht.

„Der Mensch ist nach Gottes Ebenbild gemacht, und doch ist das Wesen Gottes für den menschlichen Geist unfassbar, denn das endliche Begreifen lässt sich nicht auf das unendliche Geheimnis übertragen. Gott begreift alles in Sich, Er Selbst kann nicht begriffen werden. Das Umfassende ist größer als das Umfassende. Das Ganze ist größer als seine Teile.“

‘Abdul-Bahá

Die Erkenntnis Gottes ist dem suchenden Menschen allein über die Stifter der Hochreligionen möglich. Ihre Rolle wird in den Schriften der Bahá'í oft verglichen mit einem vollkommenen Spiegel, der das Licht der Sonne der Wahrheit für den Menschen sichtbar widerspiegelt. Die Bahá'í nennen daher die Religionsstifter auch „Manifestationen Gottes“, da sowohl in ihnen und als auch durch sie göttlicher Wille sichtbar wird. Jesus Christus ist daher für die Bahá'í mehr als nur ein weiser Mensch oder Prophet. Er ist wie alle anderen bekannten und unbekannt Manifestationen der Menschheitsgeschichte auch – dazu zählen weiterhin Abraham, Moses, Buddha, Zarathustra, Krishna, Muhammad, Báb und Bahá'u'lláh – unabhängig, unfehlbar, ohne Sünde. Weil in den Manifestationen sowohl eine menschliche als auch eine göttliche Natur innewohnt, bewegen sie sich auf einer eigenen Seinsstufe, die unerreichbar ist für den Menschen. Der strenge Monotheismus, den Bahá'u'lláh lehrt, bleibt davon unberührt.

Die Religionsstifter verkünden die göttlichen Wahrheiten in ihrem jeweiligen Kontext aus Raum und Zeit entsprechend dem Reifegrad der Menschheit. Da sich die Erfordernisse der Menschheit beständig fortentwickeln, kann es auch keine abschließende Offenbarung geben. Der Bund, den Gott mit den Menschen auf ewig geschlossen hat, muss also stets erneuert werden. Gott lässt die Menschheit nicht allein.

Die bisherige Entwicklung der Menschheit von Familien, Sippen, Clans über Völker bis zu Nationen lässt indes keinen Zweifel daran, dass wir heute an der Schwelle stehen, die Menschheit als eine Familie zu betrachten. Der Aufruf zu einer globalen Weltordnung war in der Mitte des 19. Jahrhunderts sicherlich revolutionäres Gedankengut und nur wenigen Menschen begreiflich. Darin waren bereits globale Steuerungsmechanismen für Wirtschaft, Ressourcen der Erde und die Erhaltung des Friedens vorgezeichnet. Aber selbst noch heute tut sich die Menschheit schwer, kollektiv Verantwortung zu übernehmen, wie die Marginalisierung der Vereinten Nationen in Fragen von Krieg und Frieden, aber auch bei Armutsbekämpfung oder beim Klima- und Artenschutz zeigt.

„Lasst Taten, nicht Worte Eure Zier sein“

Die Menschheit muss viel mehr tun. Bei aller Verschiedenheit der Nationen, Religionen oder sozialen Lebensumständen sind wir bereits zu einer Einheit in der Vielfalt zusammengewachsen. Es gilt, dies auch in Politik und Gesellschaft anzuerkennen und handlungsleitend werden zu lassen. Die Unterschiede der Völker und Kulturen bleiben als Reichtum zwar bewahrt, doch alle wichtigen Angelegenheiten müssen einer gemeinsamen Sicht und Handlungsweise unterliegen. In einem demokratisch legitimierten, föderal aufgebauten Weltgemeinwesen sehen Bahá'í dies am ehesten gewährleistet.

„In den Augen des Schöpfers sind alle Seine Kinder gleich. Seine Güte ergießt

sich über alle. Er begünstigt weder das eine noch das andere Land. Sie alle sind in gleicherweise Seine Geschöpfe. Da dies so ist, warum dann sollten wir Trennungslinien ziehen, die eine Rasse von der anderen scheiden? Warum dann sollten wir Schranken des Aberglaubens und der Überlieferung errichten, die Uneinigkeit und Hass unter die Menschen bringen.“

‘Abdul-Bahá

Die kosmopolitischen Bahá'í-Lehren ziehen folglich Veränderungen in Politik und Gesellschaft nach sich, die Bahá'í selbst halten sich aber von der oftmals durch falsche Gegensätze bestimmten Parteipolitik fern. Ihr Sinn für das Praktische lässt sie dort wirken, wo sie leben: in ihrer Nachbarschaft, in ihrem Dorf oder ihrer Stadt. Bundesweit sind sie Teil einer Zivilgesellschaft, die versucht, Regierungshandeln konstruktiv zu begleiten.

„Lasst Taten, nicht Worte Eure Zier sein“, erklärt Bahá'u'lláh. Sein Sohn, ‘Abdul-Bahá sprach auf seinen Reisen in den Westen – so 1913 in Deutschland –, Bahá'í sollten den mystischen Pfad mit praktischen Schritten gehen. Indem sie regelmäßig in ihren Heiligen Schriften lesen, über das Gelesene nachdenken und sich in der Gemeinde mit anderen darüber austauschen, wächst das Verständnis: Der Glaube muss sich in gemeinsamen Taten ausdrücken. Bahá'í zu sein bedeutet, sich auf einen Pfad des Dienstes zu begeben, um die Welt friedlich zu verändern.

Dafür hat die Bahá'í-Gemeinde einen systematisch umgesetzten Plan sogenannter Kernaktivitäten entwickelt. Im Mittelpunkt stehen die gezielte Förderung von Kindern und Jugendlichen zu sozialer und geistig-spiritueller Kompetenz sowie die Stärkung des Engagements der Bahá'í in ihrer nachbarschaftlichen Umgebung über gemeinsame Andachtsversammlungen. Motor der Veränderungen sind Studienkreise. Das

sind kleine Lerngruppen, in denen sich die Bahá'í wie auch alle anderen wohlmeinenden Menschen befähigen, eine Kraft für den sozialen Wandel zu sein.

Bahá'í lernen gemeinsam mit anderen, die Entwicklungen in ihrem persönlichen Umfeld zu gestalten. Sie bringen sich selbst Fähigkeiten bei, die ihnen helfen, ihre Umgebung zu verändern. Und Veränderungen gehören zum Leben eines Menschen genauso wie zum Wohlergehen einer Gesellschaft dazu. Nichts bleibt, wie es ist.

Bahá'í erkennen in den gegenwärtigen Zeitläufen zwei unterschiedliche Entwicklungen. Einerseits schwinden in unserer Gesellschaft alte Gewissheiten und Sinnzusammenhänge, andererseits wird eine „neue Ordnung aufgerollt“, wie Bahá'u'lláh betont. Es entsteht eine neue Kultur des Miteinanders und des sozialen Zusammenhalts. Bahá'í streben danach, gemeinsam mit anderen diesen Integrationsprozess konstruktiv zu befördern.

"Alle Menschen wurden erschaffen, eine ständig fortschreitende Kultur voranzutragen. Der Allmächtige bezeugt Mir: Wie die Tiere auf dem Felde zu leben, ist des Menschen unwürdig. Die Tugenden, die seiner Würde anstehen, sind Geduld, Erbarmen, Mitleid und Güte für alle Völker und Geschlechter der Erde."

Bahá'u'lláh

Andacht und Dienst

Hier schließt sich der Kreis. Denn in einigen Gegenden dieser Welt sind Bahá'í schon signifikant weit gekommen, eine neue Kultur des Miteinanders zu etablieren, insbesondere in den Ländern, die gemeinhin als Entwicklungsländer bezeichnet werden. Hier kommen mehr und mehr die beiden untrennbaren Aspekte des alltäglichen Lebens eines Bahá'í zusammen: Andacht und Dienst.

Die Wechselwirkung von Andacht und Dienst tritt besonders dort auf, wo Bahá'í-Gemeinden maßgeblich an Größe und Vitalität zunehmen und wo die Teilnahme an sozialem Handeln zum Wohle des nahen Umfeldes sowie der Gesellschaft als Ganzes langsam, aber stetig sichtbar wird. So werden derzeit in Battambang in Kambodscha, Bihar Sharif in Indien, Matunda Soy in Kenia, Norte del Cauca in Kolumbien und Tanna auf Vanuatu weitere Häuser der Andacht geplant.

Es wäre also falsch, in Hofheim-Langenhain von einem Bahá'í-Haus der Andacht zu sprechen. Der weiten und transparenten Architektur entsprechend öffnet sich der Bau seit nunmehr 50 Jahren allen Menschen zu Gebet und Andacht, nicht allein den wenigen Tausend Anhängern Bahá'u'lláhs in Deutschland. Und auch hier wird neben Andacht und Besinnung der Dienst am Gemeinwohl mehr und mehr an Bedeutung gewinnen.

Der Weg zum Einvernehmen – Das Cemevi der Aleviten

Thomas M. Schimmel

Über eine kleine Brücke überquert man den Engelsgraben, einen zugeschütteten Kanal in Berlin, und erreicht das Cemevi, ein unscheinbares, weißes Gebäude, das man übersehen oder zumindest für eine Werkstatt halten würde, wären nicht auf die Wand zwei überlebensgroße, den Semah tanzende Personen dargestellt und stände dort nicht Berlin Cemevi. "Eigentlich müsste unser Cemevi rund sein", sagt Ahmed Taner später, der Vorsitzende der Alevitischen Gemeinde in Berlin.

Cemevi heißt das Gemeindehaus der Aleviten. Übersetzt bedeutet das türkische Wort "Haus der Versammlung" und es dient der Gemeinschaft nicht nur als Ort des Gottesdienstes, sondern auch als Treffpunkt und Büro. Rituell wird es nicht gebraucht, da Aleviten ihre Gottesdienste auch im Freien oder den Häusern der Gemeindeglieder feiern können. Als ich das Cemevi in Berlin betrete, werde ich gleich freundlich empfangen und begrüßt. Im Vorraum zum großen Saal sitzen Männer und Frauen, die Tee oder Kaffee trinken und sich unterhalten. Süßes Gebäck, Baklava, steht auf einem der Tische. Hayal Düz, die Generalsekretärin des alevitischen Kulturvereins in Berlin, stellt mich den Leuten vor, die am Empfang sitzen und im Büro arbeiten. "Wir machen hier alles ehrenamtlich" sagt sie.

Das Alevitentum zu beschreiben ist keine einfache Angelegenheit. Der Begriff "Religion" greift nicht sonderlich. "Eigentlich ist es ein Weg", sagt Ahmed Taner, "der Weg zur Vervollkommnung, zum Einvernehmen mit Gott, den Menschen und der Welt". Vervollkommnung und Einvernehmen beziehen sich darauf, dass der Mensch nach alevitischer Auffassung zwar das vollkommenste und schönste Lebewesen in der Schöpfung Gottes ist, dass er diese Eigenschaften

aber in der Welt durch äußere Einflüsse immer wieder verliert. Durch seinen Verstand, sein Denken und Handeln ist der Mensch aber in der Lage, die Vollkommenheit – also den inneren Frieden, das Glück und die Entscheidung für das Gute – wieder zu erlangen, um so am Ende wieder mit Gott eins zu werden. Das Alevitentum kennt dabei keine Dogmen, keine festgeschriebenen Glaubensgrundsätze. Den strengen Dualismus von "Himmel" und "Hölle", "gut" und "böse" lehnt es ab. "Religion", sagt Taner, "soll dem Menschen helfen, sein Potential auszunutzen. Der Mensch ist nach unserer Auffassung kein Problemfall der Schöpfung, der fehlgeleitet ist und den man durch Gesetze zurück auf den rechten Weg führen muss. Der Mensch ist frei und kann sich selbst erlösen."

Um die Vervollkommnung zu erreichen, gibt das Alevitentum den Gläubigen Wegweiser, Werte und Regeln mit auf den Weg. Diese werden Vier Tore genannt. Diese Vier Tore bestehen aus je zehn Grundsätzen bzw. Handlungsempfehlungen: Das erste Tor ist die "Ordnung" und stellt die äußeren Voraussetzungen für den alevitischen Glauben dar. Es beinhaltet Regeln, die den Aleviten auffordern, das Glaubensbekenntnis (s.u.) zu sprechen, den Gottesdienst zu feiern oder in allen Bereichen des Lebens bereit zu sein, zu lernen. Das zweite Tor ist der "Mystische Weg" mit Regeln, die charakterbildend sein sollen. Sie fordern beispielsweise zum Verzicht auf Eitelkeit und Egoismus auf, empfehlen, Gottvertrauen zu haben und sich für andere einzusetzen. Das dritte Tor ist die "Erkenntnis", mit Regeln, die sich auf das Verhalten beziehen wie: Geduld zu üben, freigiebig zu sein oder sich um Wissen zu bemühen. Das vierte und letzte Tor schließlich ist die "Wahrheit", die sich auf die Selbsterkenntnis des Men-

schen als gottgeschaffenen Wesen aus Körper und Gefühlen bezieht und Regeln beinhaltet, die helfen, sich dem Geheimnis Gottes zu nähern.

Der Koran gilt den Aleviten als wichtiges Buch - nicht als heilig, denn heilig ist nur der Mensch. Neben dem Koran sehen die Aleviten das Buch Buyruk, eine Sammlung von Werten, Handlungsempfehlungen und Glaubenssätzen als wichtige Quelle ihres Glaubens an. Aber auch vor den Offenbarungen anderer Religionen, wie der Thora, dem Buch der Psalmen oder dem Neuen Testament haben Aleviten Respekt und erkennen sie als Gottesoffenbarung an.

"Das Alevitentum kann man mit den Worten des heiligen Pir (Meister) Bektasi Veli in drei Sätzen zusammenfassen", erläutert Ahmed Taner, "Es will den Menschen von Armut, Dummheit und Gottesangst befreien". Hayal Düz und Ahmed Taner haben mich inzwischen auf die Empore des großen Saales des Cemevis geführt. Das Gebäude war, bevor es die Aleviten 1999 übernahmen,

das Gotteshaus der Neupostolischen Kirche. Hohe Fenster erhellen den Raum und der Blick von der Empore fällt auf einen mit Tischen und Stühlen möblierten Saal. Die Stirnseite füllen drei große Bilder der wichtigen Heiligen des Alevitentums: In der Mitte der heilige Ali Ibn Abu Talib, links der heilige Meister Bektasi Veli und rechts der heilige Meister Sultan Abdal. Für Aleviten spielt Ali eine wichtige Rolle. Er ist der Cousin Muhammads und durch die Heirat mit dessen jüngster Tochter auch sein Schwiegersohn. Die Schiiten und die Aleviten halten ihn für den ersten Nachfolger des Propheten Muhammad. Aber über die Frage der rechtmäßigen Nachfolge des Propheten entzweite sich nach dessen Tod die Umma, die Gemeinschaft der Muslime, bis heute. Für Aleviten, die sich in ihrer Mehrheit übrigens nicht als zum Islam gehörig und sich auch nicht als Sekte des Islam bezeichnen, sondern als eigenständige Glaubensgemeinschaft, nimmt Ali wegen seiner Weisheit eine herausragende Stellung ein. Mit Gott und



Cemevi der Aleviten – Innenansicht mit den Bildern der drei großen Heiligen

dem Propheten bildet er eine mystische Einheit. Die besondere Stellung bezeugte auch der Prophet Muhammad mit dem Satz "Ich bin die Stadt des Wissens und Ali ist ihr Tor". Das Glaubensbekenntnis, das auch zu Beginn des alevitischen Gottesdienstes, dem Cem (türk.: Versammlung) von jedem einzeln gesprochen wird, lautet darum "Hak (Gott) ya Muhammad ya Ali" oder "Es gibt nur einen Gott, Muhammad ist sein Prophet und Ali sein Freund". Diese göttliche Einheit zeigt für Aleviten auf mystische Weise das Einssein der Schöpfung.

Auf Bildern, so auch auf dem großen Wandbild in Berlin, ist Ali häufig mit einem Schwert und als Löwe dargestellt. Das Schwert wird zum einen als Waage der Gerechtigkeit gedeutet und weist andererseits darauf hin, dass Ali sein Leben lang an der Seite mit und für den Propheten Muhammad gekämpft hat und als unbesiegbar gilt. Junge Aleviten tragen das Schwert als Bekenntniszeichen heute als Halskette. Der Löwe steht für eine Legende, in der Ali Muhammad bei seiner Himmelfahrt als Löwe begegnet ist.

Neben Ali gelten der heilige Meister Bektas Veli und der heilige Meister Sultan Abdals als Personen, die den Alevitischen Glauben durch ihr Leben und ihre Lehren besonders geprägt haben. Sie flankieren das Bild von Ali im Berliner Cemevi. In Legenden und Erzählungen weisen sie darauf hin, dass Aleviten an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Als Gott die Welt schuf, schuf er auch die Seelen der Menschen, die unsterblich sind. Die Seele zieht von sterblichem Körper zu sterblichem Körper und strebt nach Vervollkommnung und der Einheit mit Gott. Die Aleviten sind überzeugt, dass der Mensch in seinen Entscheidungen für ein gutes Leben frei und selbstbestimmt ist. Gott straft ihn nicht, wenn er sich nicht an Regeln hält. Jedoch entfernt sich der

Mensch mit schlechten Entscheidungen vom Einvernehmen zwischen sich und Gott und zwischen sich und den Menschen.

Mit Einvernehmen (türk. rızalık) ist eine innere Haltung gemeint: es bedeutet auch Zufriedensein, einverstanden sein, zustimmen. Eine Person ist im Einvernehmen mit sich, wenn sie im Reinen mit sich selbst ist; sie ist im Einvernehmen mit der Gemeinschaft, wenn sie integriert ist und moralisch handelt, und sie ist im Einvernehmen mit den Gläubigen, wenn sie sich freiwillig in die Weggemeinschaft mit den anderen Gläubigen begibt und alles in persönlicher Entscheidung geschieht. Ohne das Einvernehmen mit sich selbst und der Gemeinschaft ist im alevitischen Glauben keine Gemeinschaft mit Gott möglich.

Dieses Einvernehmen, also das Einssein mit Gott und die Einheit der Gemeinde, ist das Ziel der Aleviten und dies wird im Gottesdienst, dem Cem, deutlich. Der Cem findet in dem großen Saal mit den Bildern der drei Heiligen statt. Zu diesem Zweck werden Tische und Stühle zur Seite geräumt und der Saal mit Teppichen ausgelegt. "Eigentlich müsste unser Cemevi rund sein" sagt Ahmed Taner, "gegen die Wand zu beten, ist nicht unser Anliegen". Und so bildet der demokratisch gewählte Geistliche Rat den einen Halbkreis und die Gemeinde den anderen Halbkreis. Der Gottesdienst selbst besteht aus zwölf Ritualen, beginnend mit der Einladung zum Gottesdienst ein paar Tage vorher und endend mit einem gemeinsamen Essen. Zu Beginn des Gottesdienstes stellt die Gemeinde das Einvernehmen untereinander her: Wenn es ungelöste Konflikte zwischen Familienmitgliedern gibt, werden diese vor dem zentralen Teil des Gottesdienstes angesprochen und wenn möglich geklärt. Dabei geht es nicht um Vergebung und Verzeihung. "Schuld", sagt Ahmed Taner, "kann nach unserer Auffassung

nicht vergeben werden. Sie kann aber gemeinsam getragen werden". Können die Konflikte nicht gelöst werden, dürfen die Konfliktparteien nicht am Cem teilnehmen.

Ein weiterer Ritus zu Beginn des Gottesdienstes ist, dass die Gemeinde ihr Einverständnis mit dem spirituellen Leiter des Cem bestätigt. Der spirituelle Leiter des Gottesdienstes, der Dede, ist Mitglied des Geistlichen Rates der Gemeinde. Diese Mitglieder sind Angehörige bestimmter, mit dem Propheten Muhammad verwandter Familien, in denen das Wissen um das Alevitentum und die Rituale von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Da das Alevitentum immer eine verfolgte Glaubensrichtung war, ist Vieles nur mündlich weitergegeben worden.

Im Verlauf des weiteren Gottesdienstes wird gebetet, der Dede predigt und es gibt verschiedene symbolische Reinigungs- und Lichtzeremonien. Zentrales Element des Cem ist das Glaubensbekenntnis, die Erinnerung an die Himmelfahrt des Propheten Muhammad und sein Treffen mit der "Versammlung der Vierzig Heiligen" sowie die gemeinsame Trauer um den gewaltsamen Tod des Sohnes von Ali, Imam Hüseyin.

Die Himmelfahrt des Propheten und sein Treffen mit den Vierzig Heiligen gilt als Schlüsselgeschichte dafür, dass alle Menschen gleich sind und es keine von Gott gewollte Hierarchie gibt. Im Verlauf dieses Teils des Cem werden Gedichte rezitiert und Lieder gesungen. Begleitet werden sie von der Saz, der dickbäuchigen Laute: Sie ist das heilige Instrument der Aleviten. Männer und Frauen tanzen dabei den Semah, einen Drehtanz, in dem sich die Tänzerinnen und Tänzer wie die Planeten im Kreis und um die eigene Achse drehen und so die Einheit der Schöpfung und den Kreislauf der Natur symbolisch darstellen.

Abschluss des Gottesdienstes bildet das

Muhabbet, ein Gemeinschaftsmahl mit den Gaben, die die Mitglieder der Gemeinde zu Beginn des Gottesdienstes als Opfergaben mitgebracht haben.

Hayal Düz führt mich in einen weiteren Raum des Cemevi, in das Zimmer des geistigen Rates. In dem Hof, den wir auf dem Weg dorthin passieren, findet gerade eine Trauerfeier statt. Räumlichkeiten für die Totenzeremonie mit Einrichtungen zur Totenwaschung sind Teil des Cemevi. Das Zimmer des Geistlichen Rates ist ein kleiner Saal, ausgelegt mit Teppich und Polstern an den Wänden. "Dieser Raum ist für uns heilig", sagt Hayal Düz und so ziehen wir die Schuhe aus und meine Begleiterin küsst aus Respekt vor diesem Ort den Türrahmen, bevor sie eintritt. "Hier treffen wir uns als Gemeinde, besonders in der Fastenzeit, und hören Vorträge und Erläuterungen von unserem Geistigen Rat. Dies ist der Ort, in dem wir versuchen, das Einvernehmen untereinander herzustellen und Konflikte in der Gemeinde zu lösen". Das Einvernehmen ist den Aleviten wichtig. Es bezieht sich nicht nur auf Gott und die Gemeinde. "Wir Aleviten schauen auch, wie wir Einvernehmen mit uns selbst und unserer Umwelt herstellen können. Wie können wir unsere Rituale und unseren Glauben in der demokratischen Gesellschaft leben? Das ist eine wichtige Frage." Ein Blick in die Geschichte des Alevitentums macht deutlich, dass die kleine oftmals verfolgte Gemeinschaft nur überleben konnte, wenn sie sich anpasste, was ihr noch heute immer wieder den Vorwurf des Synkretismus einbringt.

Auf dem Rückweg weist mich Hayal Düz auf ein Transparent an der Brüstung der Empore hin. Es erinnert an die 35 Opfer des sogenannten Sivas Massakers. Am 2. Juli 1993 wurden in der türkischen Stadt Sivas während eines Festivals zu Ehren von Pir Sulan Abdal 35 Alevitinnen und Aleviten

von religiösen Fanatikern durch einen Brandanschlag ermordet. Dieser Anschlag auf das Alevitentum steht in einer Reihe von Verfolgungen und Pogromen, denen diese liberale und undogmatische Religion seit ihrer Gründung in Anatolien im 13. Jahrhundert ausgesetzt ist. In der Türkei

stellen sie ca. 15% der Bevölkerung, sind als religiöse Minderheit aber noch immer nicht vom Staat anerkannt. In Deutschland leben ca. 70.000 Alevitinnen und Aleviten, die in der Mehrheit als Arbeitsmigranten aus der Türkei nach Deutschland gekommen sind.

***Was immer du suchst – such es in dir selbst.
Der erste Schritt zur Weisheit ist Bescheidenheit.
Hüte deine Hand, deinen Mund und deine Lenden.
Der Weg, der nicht durch die Wissenschaft führt, endet in Finsternis.
Gib den Frauen Bildung.
Schätze keinen Menschen und kein Volk gering.
Der Verstand sitzt im Kopf und nicht in der Krone.
Vergiss nicht, dass auch dein Feind ein Mensch ist.
Bete nicht mit den Knien, sondern mit dem Herzen.
Andere haben die Kaaba, meine Kaaba ist der Mensch.
Auch wenn man dich verletzt – verletze niemanden.
Tue niemandem an, was du nicht willst, was man dir antut.***

Grabinschrift von Hacı Bektaş Veli (1209 – 1295)

Der Dienst an Gott in vielerlei Gestalt – Der Sri Ganesha Tempel in Berlin-Hasenheide

Gerdi Nützel

In der Mitte der alten Lagerhalle, in der die indisch geprägte Hindugemeinde Sri Ganesha Hindu-Tempel ihre vorläufige Heimat gefunden hat, hängt von der Decke eine große Metallglocke. Sie wird von den Ankommenen geläutet, bevor sie ins Gebet treten, und auch mehrmals während der täglichen Puja zur Verehrung Ganeshas, der Hauptgöttheit dieses Tempels. Ihr Klang entspricht dem Meditationswort Om, das nach hinduistischem Verständnis den Urklang der Welt darstellt und den Zyklus alles Lebens von der Entstehung, der Erhaltung bis zur Wiederauflösung beinhaltet. Es ist nach hinduistischer Auffassung das einzige Wort, das in die Unendlichkeit des Äthers reicht und alles Leben in sich aufspeichert.

Wenige Meter von der Glocke entfernt beginnt eine Wandgalerie, auf der unter bunter glitzernder Dekoration verschiedene Hindu-Götterbilder stehen. Die Gläubigen schreiten an ihnen mit der Hindu-Gebetsgeste, den vor der Brust zusammen gelegten Händen, unter Murmeln von Gebeten vorbei. Nach einem Gang um den mit Marmor verkleideten Schrein, in dem Ganesha den Hauptteil des Tages mit Blumenketten geschmückt und mit Opfergaben versorgt hinter geschlossenen Türen ruht, beugen die Gläubigen sich mit der Stirn auf den Teppich zum Gebet. Die Türen des Garbarghida genannten Hauses der Hauptgöttheit werden nur zu den Zeiten der Puja-Zeremonien geöffnet. Dr. Avnish Lugani, Vorstandsmitglied der Sri Ganesha Hindu-Gemeinde, betont vor dem Rundgang mit Erläuterungen zu den verschiedenen Götterbildern, dass prinzipiell auch Hindus davon ausgehen, dass es nur einen Gott in verschiedenen Gestalten und mit verschiedenen Eigenschaften gibt, die jeweils von

den Vorfahren mit bestimmten Götterbildern verbunden wurden und auf die man sich jeweils in ihrer Nähe konzentriert. In seinen Augen gibt es die Gefahr, dass vieles im Ritual nicht mehr mit seinem Ursprung verbunden gesehen wird, sondern einfach so gemacht wird, weil es die Eltern und viele Vorfahren auch schon so gemacht haben. Das mantrahafte Rezitieren der vielen Namen Gottes diene vor allem der Beruhigung und Konzentration des Geistes angesichts der vielen Eindrücke, die täglich auf uns einströmen und von denen nur wenige wirklich brauchbar seien. Ziel der Mantras sei es, Kopf und Herz frei zu bekommen, damit positive Energie in den Kopf komme. Dr. Lugani sagt: „Wir bitten mit dem Mantra, dass Gott uns den richtigen Geist gibt, dass er uns von der Falschheit zur Wahrheit, von der Finsternis zum Licht und vom Tod zur Ewigkeit führt. Diese Vorstellungen haben eine große Ähnlichkeit mit dem Christentum. Wir glauben, dass Gott überall da ist und dass jeder Mensch göttlich ist. Darüber hinaus ist uns die Orientierung an der Gewaltlosigkeit wichtig. Wir müssen uns immer wieder zurückbesinnen, wozu wir auf der Erde sind. Nur wenn wir unsere Pflichten erfüllt haben, sind wir frei. Ursprünglich war genau dies auch die Idee des Kastensystems, nämlich dass es unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Pflichten gibt und jeder in seiner Kaste, in seinem Stand zum richtigen Handeln in der Lage ist. Dabei verkörpern erstens die Brahmanen als denkende, gebildete Menschen den Kopf. Die zweite Gruppe stellen die Arme dar, die die Aufgabe der Verteidigung haben. Die dritte Gruppe ist durch den Bauch verkörpert, das sind die Bauern und Geschäftsleute, die die Ernährung der Menschen organisieren müssen. Und die vierte Gruppe, die Diener, schließlich sind durch

die Füße repräsentiert. Grundsätzlich glauben wir, dass alles Existierende lebendig ist und Gott in den Steinen schläft, in den Pflanzen wacht, in den Tieren steht und in den Menschen läuft. Deshalb ist es uns wichtig, vor jedem Leben Ehrfurcht zu haben. Dies hat auch auf das Essen Auswirkungen, denn so wie man isst, denkt man. Man soll das essen, was der jeweiligen Saison entspricht und nicht zu viel essen. Unser Ziel ist es, geistig, körperlich und seelisch gesund zu sein.“

Nach dieser Einführung in einige wesentliche hinduistische Überzeugungen beginnt der Rundgang bei den Götterbildern bei einer kleinen Ganeshafigur. Den Symbolgehalt seiner Elefantengestalt erläutert Dr. Lugani folgendermaßen: „Ganesha hat kleine Augen, weil wir uns vor allem auf uns selbst besinnen sollen und nicht auf die Fehler der Anderen. Er hat große Ohren, weil es wichtig ist, anderen zuzuhören. Der lange Rüssel zeigt die Bedeutung der Flexibilität und der große Kopf erinnert daran, dass Gott nichts vergisst, also ein Elefantengedächtnis hat. Neben ihm sitzt der Bruder von Ganesha, der bei dem Wettkampf, wer der Schnellere ist, verloren hat, weil Ganesha die Weisheit hatte, sich um die Eltern als das Zentrum der Welt zu bewegen, statt durch die ganze Welt wie sein Bruder zu flitzen. Neben ihm sitzt in einer Lotosblume Lakshmi, die Geldgöttin. Neben ihr wiederum sitzt Shiva, ein eigenartiger Gott. Er ist der Vater der Wissenschaften und des Tanzes, zugleich der Gott der Armen, der sich mit einem Lendenschurz begnügt und das einfache Leben preist. Er hat neben sich eine dreizackige Harpune, mit der er tanzt, wenn er das Böse bekämpft. Sein Haarschopf ist blau, weil er es auf sich genommen hat, an Stelle aller anderer das Gift zu trinken. An seiner Seite sitzt Krishna mit der Schaukel neben sich, ein großer Politiker und großer Yogi, kraftvoll und Verkörperung alles Positiven. Neben ihm sitzt die Lieblingsfrau seiner sieben Frauen. Das größte

Götterbild, das mit seinen vielen Armen eine enorme Macht ausstrahlt, stellt Durga dar, die Muttergöttin, der alle anderen Götter ihre Kraft übertragen haben, damit sie den Dämon in Gestalt eines Büffels besiegen konnte. An ihrer Seite sitzt der Gott Rama, der durch das Beispiel seines Lebensweges den Idealmenschen verkörpert. Als letzten in der Reihe sehen wir dort in der Gestalt eines Affen Hanuman. Er ist mein Lieblingsgott, denn wenn man weiß, wie sehr Affen die ununterbrochene Bewegung schätzen, dann ist es großartig, wie sich dieser Affe unter Kontrolle hat. Alle Götter sind letztlich Inkarnationen, bestimmte Erscheinungsweisen Gottes, wie uns das letzte Bild in der Reihe, das aus Südindien stammt, erinnert.“

Während wir am Ende der Galerie mit den verschiedenen Gottesfiguren angekommen sind, ist auch Sri Enivasa, der ehrenamtliche Priester der Gemeinde eingetroffen, ein Brahmane, der in Indien als Kind seine spirituelle Ausbildung erfahren hat. Er öffnet jeden Tag um 18 Uhr die Türen des Ganeshheiligtums, um ihn wie einen Gast mit einer 16-teiligen Zeremonie zu bedienen, die Puja genannt wird. Er bringt ihm Obst und Blumen, wäscht und füttert ihn symbolisch und zeigt mit einer Feuerzeremonie, dass die Menschen anerkennen, Nutznießer einer endlichen Natur zu sein, die nicht immer weiter ausgebeutet und verbraucht werden kann. Mit dem Feuer steigen nach hinduistischem Verständnis Wärme, Licht und Wissen nach oben.

Die Gläubigen, die nach und nach während der etwa einstündigen Puja-Zeremonie eintreffen, nehmen an ihr mit Singen, einem intensiven Läuten der Glocke an zentralen Stellen der Zeremonie und Gebeten teil, in denen sie ihre Sorgen und Wünsche nach Gesundheit, Liebe, Barmherzigkeit und Erleuchtung vor Gott bringen. Am Ende der Zeremonie kommt der Priester zunächst mit einem Tablett zu den Gläubigen aus dem Schrein der Gottheit, auf dem eine Feuer-

schale steht. Damit fächeln sich die Gläubigen Gottes Geist ins Gesicht. Danach bringt er ein Kännchen mit der warmen Milch, die Ganesha angeboten wurde und gießt den Gläubigen jeweils einen Schluck Milch in die Hand, den diese mit dem Mund aufnehmen. Wenn der Priester dieses Tablett wieder zu Füßen Ganeshas im Schrein abgestellt hat, kommt er mit einem zweiten Tablett, auf dem drei Metallgefäße stehen, in denen sich Sandelholzpaste, Kurkum und schwarze Aschereste des Feueropfers befinden, mit denen sich die Gläubigen drei Markierungen auf dem zentralen Stirnchakra, dem dritten Auge, anbringen. Auch damit wird wieder an die drei Aspekte Schöpfung, Erhaltung und Vergehen erinnert.

Dr. Lugani und der jetzt ehrenamtliche Priester der Gemeinde, Sri Enivasa, betonen, dass in Indien und auch nach Fertigstellung des neuen großen Tempels neben der jetzigen Lagerhalle, ein hauptamtlicher Priester täglich vier bis fünf Pujas von morgens bis abends durchführen wird. „Jetzt machen wir das alles ehrenamtlich nach unserer anderen Arbeit. Aber es ist besser, irgendetwas zu machen als gar nichts.“

Im Anschluss an die Puja wird das Ganesha geopfert Essen an alle Gläubigen und an die pakistanischen Arbeiter verteilt, die mit Backsteinen und Mörtel die Wände des sechs Meter hohen Eingangsportals für den neuen Tempelbau hochziehen, auf dem sich der 17 Meter hohe Königsturm mit vielen Ornamenten und Symbolen erheben wird. Links von dem nur an Feiertagen offen stehenden Eingang ist ein Vorbereitungsraum für den Priester mit einer Küche zur Zubereitung von Speisen und Gaben für die Zeremonien geplant. Auf der rechten Seite wird der Eingang für die täglichen BesucherInnen in den Tempel mit einer Garderobe zum Ablegen von Kleidung und Schuhen gebaut werden. In der mittleren Tempelhalle wird im Zentrum der Schrein Ganeshas stehen - wie in jedem Hindutempel der Schrein der Gottheit, der die Anlage

geweiht ist. Sie befindet sich stets als steinerne Götterfigur auf einem Podest in einer gemauerten Mutterschoßzelle, der Garbhagriha, dem Herz des Tempels als Sitz des Universums, Ursprung und Grund des Lebens. Über der Garbhagriha im neuen Tempel wird sich eine sechs Meter hohe, wiederum mit vielen Ornamenten und Symbolen geschmückte Kuppel erheben. Sie verkörpert die Verbindung zwischen Himmel und Erde, die Stufen des Universums als sieben aufsteigende Himmel, die zugleich die Stufen der Erlösung für die Suchenden darstellen. In größeren Tempeln ist in der Regel rechts von der Garbhagriha ein kleiner Raum, in welchem die Gottheit abends zur Ruhe gebettet und frühmorgens aufgeweckt wird. Vor der Garbhagriha befinden sich Plätze für die weiteren Gottheiten sowie für die Musiker, Sänger und Tänzerinnen, die mit ihrer Kunst zur Verehrung der Gottheiten beitragen. In größeren Tempeln existieren auch besondere Plätze zum Rezitieren und Erklären der Heiligen Schriften. Die hohe Flaggensäule und die Opfersäule vor Tempelgebäuden erinnern an die früher üblichen blutigen Opfer und markieren heute die Grenze zwischen dem relativ reinen Bereich außerhalb des Tempels und dem absolut reinen Bereich im Tempel. Zu jedem Hindutempel gehört in der Regel auch eine Küche, in der die Nahrung für die Gottheit hergestellt wird, die nach den Zeremonien an die Priester und Gläubigen zum Verzehr weiter gegeben wird. Zur Reinigung der Gläubigen dient eine Wasserstelle - möglichst mit fließendem Wasser.

Grundsätzlich stellen Hindu-Tempelanlagen gleichsam von Ost nach West eine liegende Gottheit mit den Füßen im Osten und dem Kopf im Westen dar. Der ganze Tempel ist gleichsam eine Verkörperung der göttlichen inneren Wirklichkeit. Die Wanderung der TempelbesucherInnen vom östlichen Tempeltor her, an dem eine Glocke beim Betreten des Tempels geläutet wird, bis an die Schwelle des Garbhagriha ist ein fortlau-



Modell des zukünftigen Hindutempels in Berlin Hasenheide

fender Bewusstseins- und Offenbarungswandel, ein Innwerden der Verwandtschaft mit dem Göttlichen. Die gefalteten Hände der Gläubigen und das Ablegen der Schuhe beim Betreten des Tempels sind Zeichen des Respekts vor der Gegenwart des Göttlichen, die von allen TempelbesucherInnen zu vollziehen sind.

Mit dem Begriff Hinduismus werden religiöse Bewegungen mit ganz unterschiedlicher Entwicklungsgeschichte und aus unterschiedlichen geografischen Kontexten bezeichnet, die auch in unterschiedlichen Formen von Tempeln und größeren Tempelanlagen sichtbar werden. Dabei ist für den alltäglichen Gottesdienst zunächst der häusliche Altar wichtig, der von den Frauen der Familien gepflegt wird. Die öffentlichen Gotteshäuser unterscheiden sich je nach Größe ihres Einzugsgebietes und den Zuwendungen ihrer Stifter. Die spirituelle Energie eines heiligen Ortes wächst

nach hinduistischer Überzeugung mit der Häufigkeit und Pracht der dort vollzogenen Kulte und erfährt eine Steigerung durch die mythologische Bedeutung der dort verehrten Hauptgottheit und die Erinnerung an historische Persönlichkeiten, die mit dem Ort verbunden sind. Grundsätzlich wird jeder Ort, an dem ein Hindutempel errichtet wird, zunächst mit einer Feuerzeremonie gereinigt und dann der dort verehrten Hauptgottheit geweiht.

Bei unterschiedlichen Festen im Jahreszyklus treten die Hauptgottheiten an die Öffentlichkeit. Den Höhepunkt stellt dabei eine Wagenfahrt dar, bei der die jeweilige Gottheit auf einem mit hoch aufragenden Skulpturen geschmückten prunkvollen Wagen sitzt und mit musikalischer und tänzerischer festlicher Begleitung der Gläubigen durch die nähere Umgebung des Tempels gefahren wird. Das im August oder September jeden Jahres durchgeführte Ganeshafest

wurde in der Zeit der englischen Kolonialherrschaft als Verkörperung der Zusammengehörigkeit Indiens und als Zeichen des Bestrebens nach Unabhängigkeit und Freiheit eingeführt. Der elefantenköpfige Ganesha als Gott der Energie und Klugheit ist deshalb auch für die indisch geprägte Hindugemeinde in Berlin ihre Hauptgottheit. Er wird als die Quelle allen Glücks und Erfolgs, als Überwinder aller Hindernisse und Zerstörer des Bösen verehrt. Mit seinem Vater Shiva, seiner Mutter Durga, seinem Bruder Murugan und Vishnu, die mit ihm in steinerner Gestalt in den neuen Tempel einziehen werden, stellt er eine der fünf Hinduhauptgottheiten dar. Seine vier Hände halten als symbolische Gegenstände einen Rosenkranz, eine Lotosblume, eine aus seinen Stoßzähnen gebildete Axt und einen Ansporn. Beim jährlichen Ganeshafest werden spezielle Pujas gefeiert, bei denen besondere Mantras gesungen und Opfer ge-

bracht werden. Er bekommt ein rotes Kleid, wird mit roter Sandelholzpaste gesalbt sowie mit roten und gelben Blumen geschmückt.

Dr. Lugani betont, dass neben dem genauen Studium der traditionellen Texte auch die Weiterentwicklung für die Fragen der Gegenwart nötig ist. Es reiche nicht, die überkommenen Bücher zu studieren und die überkommenen Rituale blind auszuüben. „Das Wissen in Büchern ist gut, aber es muss praktiziert werden und in der jeweiligen Zeit positiv upgedatet werden. Die Wahrheiten bleiben bestehen, aber sie müssen jeweils konkrete Gestalt gewinnen.“ Bevor sich die Türen der Hindu-Tempelhalle an diesem Abend wieder schließen, wird noch einmal geläutet und das wichtige Mantra mit dem Blick zu dem inzwischen wieder in seinem Schrein ruhenden Ganesha gesprochen: „Om shanti - Friede sei mit allen.“

Gebet zu Sri Ganesha:

***O Herr Ganesha, mit dem gekrümmten Rüssel des Elephanten,
mit großem Körper und mit den Strahlen von Millionen Sonnen,
bitte mache alle meine Werke frei von Hindernissen.***

Agajanana Padmarkam

Sri Ganesha

Wie die Strahlen des Lotusgesichts von Gauri (Devi Parvati) immer auf ihrem geliebten Sohn Gajanana liegen, der das Gesicht eines Elephanten hat, genauso liegt die Gnade von Sri Ganesha immer auf all seinen Verehrern. Er gewährt ihnen viele Gebete.

Die Gläubigen, die mit tiefer Hingebung den Ekadanta verehren, der einen einzigen Elfenbeinstoßzahn hat.

***O Herr Ganesha, mit dem gekrümmten Rüssel des Elephanten,
mit großem Körper und mit den Strahlen von Millionen Sonnen,
bitte mache alle meine Werke frei von Hindernissen.***

Haus des Gurus – Das Gurdwara der Sikhs

Thomas M. Schimmel

Das Mul Mantra ist das Glaubensbekenntnis der Sikhs: „Es gibt nur einen Gott. | Er ist die absolute Wahrheit. | Er, der Schöpfer, | ist ohne Furcht und ohne Hass. | Er, der Allgegenwärtige | durchdringt das Universum. | Er wurde niemals geboren. | Er wird niemals sterben, | um wiedergeboren zu werden. | Durch des Gurus Gnade erkennbar. | Preise seinen Namen.“ Mit dem Mul Mantra beginnt das Guru Granth Sahib, das heilige Buch der Sikhs, das in den Gurdwaras, den Sikh-Tempeln, verehrt wird.

Der Gurdwara

Der Gurdwara ist das Gemeindehaus der Sikh. Bauvorschriften gibt es für einen Gurdwara nicht. Er muss weder in eine bestimmte Himmelsrichtung ausgerichtet sein, noch braucht er Kuppeln oder Gebetsnischen, die auf eine bestimmte Gebetsrichtung hinweisen, da Gott überall ist. In Berlin, wo ca. 400 Sikh-Familien leben, ist der Gurdwara seit 2002 eine ehemalige Malerwerkstatt im Stadtteil Reinickendorf, die der Verein der Sikhs in Berlin, der „Gurdwara Sri Guru Singh Sabha Berlin e.V.“, erworben und umgebaut hat. Dass es sich um einen Gurdwara handelt, erkennt man an dem „Nishan Sahib“, einer Flagge vor dem Eingang des Gebäudes, aber auch große Schilder am Haus weisen darauf hin. Die Flagge und die großen Schilder sind ein Hinweis auf die Offenheit der Sikhs: Sie laden auch Angehörige anderer Religionen ein, den Gurdwara zu besuchen und an den Gottesdiensten teilzunehmen. Das Zentralheiligtum der Sikhs, der Goldene Tempel „Sri Harmandir Sahib“ in Amritsar im nordindischen Bundesstaat Punjab, hat aus diesem Grunde vier Eingänge, einen in jede Himmelsrichtung, um deutlich zu machen, dass Menschen aus allen Richtungen, allen

Nationen, Rassen, Religionen und Schichten willkommen sind.

Vor Betreten der geweihten Räume des Gurdwara zieht man sich in der Garderobe Schuhe und Strümpfe aus. Der Gast bedeckt seinen Kopf mit einem der bereitliegenden Kopftücher, da man die Räume aus Respekt vor dem Guru Granth Sahib nur mit Kopfbedeckung betreten darf. Männliche Sikhs tragen in der Regel auch im Alltag einen Turban und Jugendliche eine Art Tuch, das Patka, unter dem das ungeschnittene, gepflegte Haar verborgen wird, das Zeichen der Lebensfreude und des Respektes vor der Schöpfung ist. Der Turban wies in früherer Zeit auf Weltgewandtheit und Nobilität hin. Der helle, in Weiß und ohne Bilder gehaltene Gebetsraum ist mit weichem Teppich ausgelegt, auf dem während des Gottesdienstes weiße Laken liegen. Ein roter Läufer weist den Weg von der Eingangstür direkt zu einer Art zweistufigem Altar, dem „Palki“, auf dessen oberer Ebene der Guru Granth Sahib liegt, umhüllt von kostbaren Tüchern, die häufig Geschenke von Gemeindegliedern sind. Die untere Ebene ist mit bunten Blumen geschmückt. Auf ihr stehen zwei Symbole: Zum einen das Schriftzeichen Ek Onkar, das übersetzt „Gott ist einer“ bedeutet und auf den Monotheismus der Sikh-Religion hinweist, und zum anderen das Khanda, das religiöse Zeichen der Sikhs, das ein zweiseitiges Schwert zeigt, das Gut und Böse scheidet, einen Armreif, der in früheren Zeiten der Verteidigung diente, und zwei Säbel als Zeichen der Wehrhaftigkeit der Sikh. Diese Wehrhaftigkeit drückt den Widerstandswillen der Sikhs gegen Tyrannei und Ungerechtigkeit aus. Überdacht ist der Palki von einem Baldachin und darüber von einer Art künstlichem Himmel aus Stoff. Links neben dem Altar ist ein kleines Podest, auf dem während des Gottesdienstes der Prediger und

Kantor sowie weitere Gemeindeglieder sitzen, die begleitet von Dhol-Trommeln und kleinen Handharmonien Hymnen aus dem Guru Granth Sahib rezitieren. Rechts neben dem Altar befindet sich ein kleiner Raum, in dem der Guru Granth Sahib in der Nacht auf einem speziellen Bett ruht. In besonderen Gottesdiensten am Morgen und am Abend wird das heilige Buch der Sikhs aus diesem Raum zum Palki bzw. vom Palki zurück in seinen Ruheraum gebracht.

Das heilige Buch der Sikh: Guru Granth Sahib

Hier zeigt sich, dass das Heilige Buch der Sikh eine sehr wichtige Bedeutung hat. Die Sikh-Religion geht auf Guru Nanak zurück, der von 1469 bis 1539 lebte und der erste von elf Gurus war. Die Bezeichnung Guru ist im Hinduismus, Buddhismus und in der Sikh-Religion die Bezeichnung für einen geistlichen Lehrer, der seinen Schülern den Weg zur Weisheit weist. Guru Nanak war aufgrund seiner Reisen durch Asien, seiner Besuche an heiligen Stätten der Muslime und Hindus und seiner Gespräche mit Gelehrten verschiedener Religionen ein Kenner der religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts. Er sammelte religiöse Schriften verschiedener Religionen, die seine Nachfolger ergänzten und durch den 5. Guru, Arjan Dev (1563-1606), zum Adi Granth (Ur-Buch) zusammengestellt wurden. Der 5. Guru baute auch den Goldenen Tempel von Amritsar, in dem das heilige Buch seitdem auf dem Palki liegt. Der 10. Guru, Gobind Singh (1666-1708), ergänzte das Buch um die Schriften des 9. Gurus Tegh Bahadur und bestimmte das Buch selbst zum einzigen und letzten Guru der Sikh. Seit dieser Zeit genießen das Buch und seine Kopien eine besondere Verehrung, die durch die Bekleidung durch wertvolle Stofftücher oder das eigene Ruhezimmer deutlich wird. Während des Gottesdienstes steht hinter dem Buch sogar ein Diener, der dem Guru Granth Sahib mit einem speziellen Wedel Kühlung verschafft und Fliegen vertreibt.

Diese Form der Verehrung ist allerdings nicht die Anbetung eines Gegenstandes, sondern Ausdruck des Respekts, den Sikhs vor dem Wort und den geistlichen Inhalten des Buches haben.

Das Guru Granth Sahib setzt sich aus Hymnen und Dichtungen zahlreicher religiöser Lehrer, auch anderer Religionen, zusammen. Es ist, damit die Gläubigen es besser auswendig lernen konnten, in Gedichtform verfasst und in der vom 2. Guru Angad Dev für die Punjab-Sprache entwickelten Schrift Gurmukhi geschrieben. Im Guru Granth Sahib finden sich Geschichten über die Wirklichkeit Gottes und die Ordnung der Natur. Es gibt moralische und ethische Empfehlungen, die den Menschen helfen, ein Leben in Harmonie mit Gott, den Menschen und der Natur zu führen.

Der Gottesdienst

Zentrales Element des Sikh-Gottesdienstes ist die gesungene Rezitation von Hymnen aus dem Guru Granth Sahib, dem Kirtan-Singen, das unterbrochen wird von Erläuterungen und Gebeten des Predigers. Die Gemeinde in Berlin ist inzwischen so groß, dass sie einen eigenen „Granth“, also einen hauptamtlichen Prediger anstellen kann, der auch das Amt des Vorsängers übernimmt. Grundsätzlich kann aber jeder oder jede Sikh den Gottesdienst leiten, da es keine geistliche Hierarchie gibt. Der Gottesdienst findet in Berlin sonntags statt. Anders als Juden, Muslime oder Christen, kennen die Sikhs keinen speziellen Wochentag als Feiertag. Sie feiern ihren Gottesdienst an dem Tag, der arbeitsfrei ist, und kommen im Gurdwara zusammen. Frauen und Männer sitzen getrennt rechts und links vom roten Läufer im Schneidersitz auf dem Boden. Die informelle Atmosphäre stört die Andacht nicht: Menschen kommen und gehen, Kinder liegen auf dem Boden oder laufen umher. Kommt ein Gläubiger oder eine Gläubige neu in den Raum, gehen sie gemessenen Schrittes zum Palki, verharren

einen Moment vor dem Buch, verneigen sich, knien nieder und berühren mit der Stirn kurz den Boden. Danach erheben sie sich, legen eventuell Geld in die vor dem Palki stehende Sammelbox und entfernen sich respektvoll wieder, um sich irgendwo im Raum niederzulassen. Mit dem gespendeten Geld und den Beiträgen der Vereinsmitglieder finanziert sich der Gurdwara. Am Ende des Gottesdienstes, der etwa 3 Stunden dauert, erheben sich alle, es wird nochmal gebetet und der Prediger schreitet zum Guru Granth Sahib, um die Botschaft des Tages vorzulesen, eine zufällig aufgeschlagene Stelle. Danach endet der liturgische Teil des Gottesdienstes mit dem Gebet „Oh Herr, sei allen Menschen gnädig“ und Helfer teilen einen süßen Teig an die Anwesenden aus.

Der Langar

Nach dem Gottesdienst gehen alle gemeinsam in den Langar, die Gemeindegüche mit Essensraum, die Teil eines jeden Gurdwara ist. Hier im unmöblierten Essensraum hängen an den Wänden Gemälde der Gurus und Bilder aus dem Leben der Gurus. Man setzt sich auf Teppichbahnen und lässt ei-

nen Gang frei, damit junge Männer das Essen austeilen können, das sie am Vormittag gekocht haben. Die Zutaten werden jeden Sonntag von Gemeindemitgliedern gespendet. Auch den Abwasch machen die jungen Männer. Das gemeinsame Mittagessen nach dem Gottesdienst und das Zusammensein sind Teil des Gottesdienstes und Ausdruck des Gleichheits- und Gemeinschaftsgrundsatzes der Sikh-Religion: Alle essen das Gleiche, alle sitzen, wie im liturgischen Teil des Gottesdienstes im Gebetsraum, auf dem Boden. Es gibt keine Unterschiede.

Hier wird deutlich, dass die Sikh-Religion als ideologisches Fundament entstanden ist, um die Ungleichheit und den Fanatismus zu überwinden. Die Religionsstifter waren mit einem Gesellschaftssystem konfrontiert, das die Ungleichheit betonte und der Ungerechtigkeit Vorschub leistete: das hinduistische Kastensystem, das die Erlösung von menschlichem Leid auf das Jenseits verlegt und das im Asketischen den wahren Weg zur Erlösung postulierte. Gleichzeitig erlebten die Religionsstifter, wie der Islam in Nordindien zur Staatsreligion wurde und es zur religiösen Konfrontation



Gurdwara der Sikh

kam, die Verfolgung und Übergriffe zur Folge hatte.

Da nach Auffassung der Sikh-Religion alles von Gott erschaffen wurde, ist auch alles gleichermaßen heilig: Es gibt keine besonders heiligen Orte, keine Hierarchie unter den Menschen und keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. Jeder Mensch ist in der Lage, ein rechtschaffendes Leben zu führen und den Egoismus zu überwinden, um sich schließlich mit Gott zu vereinen. Dabei helfen ihm drei Grundsätze: Der Sikh soll Gottes Namen betend denken oder aussprechen, er soll ehrliche Arbeit leisten und seine Verdienste mit anderen teilen. Hier wird deutlich, dass die Sikh-Religion eine mystische und eine lebenspraktische Seite hat. Die Aufforderung, die Namen Gottes meditierend zu betrachten, und die Form des Gottesdienstes, sich in die Hymnen des Guru Granth Sahib zu versenken, sollen helfen, eine tie-

fergehende und grundsätzliche religiöse Haltung zu erlangen. Die beiden anderen Grundsätze aber, sich seinen Lebensunterhalt selbst und auf ehrliche Weise zu verdienen und echte Solidarität zu leben, haben noch mehr Gewicht. Sie helfen den Gläubigen, ein gutes Leben zu leben. Denn die Sikh-Religion geht davon aus, dass der Mensch verantwortlich ist für seine Taten und Gedanken und dass alles, was er tut, für sich und die Schöpfung positive oder negative Folgen hat. Nach Ende des Essens sitzen die Gemeindeglieder noch lange in kleinen Gruppen zusammen im Gebetsraum und unterhalten sich. Die Kinder spielen Fangen und bewegen sich ausgelassen im Raum. Aus dem Tempel, in dem mit Hymnen der eine Gott angerufen und die Einheit der Schöpfung betont wurde, ist ein Gemeindehaus geworden, in dem die Gemeinschaft und die Solidarität der Menschen praktiziert werden.

Mulmantra:

Es gibt nur einen Gott.

Er ist die absolute Wahrheit.

Er, der Schöpfer, ist ohne Furcht und ohne Hass.

Er der Allgegenwärtige, durchdringt das Universum.

Er wurde niemals geboren.

Er wird niemals sterben, um wiedergeboren zu werden.

Durch des Gurus Gnade erkennbar.

Preise seinen Namen.

Lange vor der Zeit existierte bereits die Wahrheit.

Als die Zeit mit ihrem Lauf begann, war er die Wahrheit.

Selbst jetzt ist er die Wahrheit.

Die Wahrheit wird ewig herrschen.

Grundformel zum Prolog zum Japunji – Morgengebet aus dem Guru Granth Sahib

Quelle: Dev Singh, Rajinder: Die Sikh-Religion, Berlin o.J.

Oase der Ruhe, Ort der Versenkung – das buddhistische Meditationshaus

Thomas M. Schimmel

In Berlin-Mitte, unweit des belebten Alexanderplatzes und umgeben von Plattenbauhochhäusern kann man das Lotos-Vihara-Meditationszentrum finden, eines von mehreren buddhistischen Zentren in Berlin. Betritt man das Zentrum, hat man den Eindruck, in eine andere, friedliche und ruhige, aber auch fremde Welt einzutreten. Ein Innenhof mit einem typisch buddhistischen Stupa, also einer Skulptur mit einem bekrönenden Bergkristall und einem überdachten Umgang bildet die Mitte des Zentrums. „Als wir vor ein paar Jahren diesen Ort besichtigten und die Möglichkeit erwogen, hier in dieser ehemaligen Kindertagesstätte unser Zentrum einzurichten, waren wir begeistert von den Voraussetzungen. Von seiner Grundstruktur mit Innenhof, Umgang und den darum angeordneten Räumen ähnelte dieses Gebäude einem buddhistischen Kloster. Die umgebenden Hochhäuser schirmen den Lärm der Großstadt ab und ermöglichen uns, eine Oase der Ruhe mitten in der Stadt zu sein“, sagt Dr. Wilfried Reuter, der buddhistische Lehrer und spirituelle Leiter des Meditationszentrums. Große und kleine Meditationsräume, zwei Wohnungen und Wohnmöglichkeiten für Menschen, die sich für ein paar Tage zur Meditation zurückziehen wollen, sowie Teeküche, Bibliothek, Büro und ein Café, das den Kontakt nach außen sicherstellen will, beherbergt das Zentrum.

Drei Hauptströmungen des Buddhismus sind im Laufe der Entwicklung und Ausbreitung über die verschiedenen Regionen Asiens entstanden: der Theravada-, der Mahayana- und der Vajrayana-Buddhismus. Das Lotos-Vihara-Meditationszentrum ist stark geprägt durch die Tradition des Theravada-Buddhismus, ist aber auch den anderen Strömungen gegenüber offen.

Wilfried Reuter betont, dass der europäische Buddhismus seine eigene Tradition entwickeln müsse und sich nicht dogmatisch an die asiatischen Traditionen fesseln dürfe. „Der Buddhismus in Europa hat nur eine Chance, wenn er sich mit der Kultur hier verbindet“, sagt er.

Ein buddhistischer Tempel im eigentlichen Sinne ist das Meditationszentrum nicht, da es weder ein Kloster noch Nonnen oder Mönche gibt. Im Tempel bilden die Mönche und Nonnen die Sangha, die Gemeinschaft der Gläubigen und Erleuchteten. Hier im Meditationszentrum sind der Verein Lotos-Vihara e.V. und seine aktiven Mitglieder, die in ehrenamtlicher Arbeit das Meditationszentrum betreiben und pflegen, die Sangha. Es gibt hier aber auch weitere Elemente, die an allen heiligen Stätten des Buddhismus zu finden sind: Der Stupa, eine Art künstlicher Hügel, der das Zentrum dieses Ortes bildet, sowie Darstellungen, Symbole und Altäre mit Opfergaben und Bildern von Buddha und verschiedenen Gottheiten. Ursprünglich war der Stupa ein Grabhügel für Herrscher. In buddhistischen Heiligtümern wurden Stupas für die Reliquien des Buddha Gotama oder anderer bedeutender Mönche errichtet. Sie sind Symbole für den Buddha selbst und seine Lehre, den Dharma. Gotama (oder Gautama) Siddhattha, Sohn des Herrschers von Sakyas, das auf dem Gebiet des heutigen Nepals liegt, lebte im 4. Jahrhundert vor Christus. Trotz seines Wohlstandes war er unzufrieden mit seinem Leben und verließ nach Begegnungen mit einem Greis, einem Fieberkranken und einem Leichnam mit 29 Jahren seine Familie, um einen Weg zur Erlösung vom menschlichen Leid zu finden. Er probierte verschiedene asketische Lebensweisen aus und studierte bei verschiedenen Lehrern unterschiedlicher Religionen. Dies alles brachte jedoch nicht den

erwünschten Erfolg, so dass sich Gotama seinen eigenen Weg suchte und in der Meditation den „Mittleren Weg“ fand, der ihn in seinem 35. Lebensjahr zum Buddha – zum „Erwachten“ machte. Bis zu seinem Tod 45 Jahre später lehrte er seinen Weg und gewann viele Anhänger. Der Mittlere Weg ist die Erkenntnis, dass eine ausgeglichene Lebensführung zu Erleuchtung und zum Glück führt und nicht extrem asketische oder ausschweifende Lebens- und Verhaltensweisen.

Der sich nach oben verjüngende, ca. drei Meter hohe Stupa in Berlin, der wie alle Stupas auf der Mitte der Kreuzung von vier Wegen steht, symbolisiert in seinem Aufbau die Lehre Buddhas: Das Fundament bildet eine quadratische weiß verputzte Basis mit rund drei Metern Seitenlänge, auf der vier runde, sich nach oben verjüngende verputzte Scheiben übereinander gestapelt sind. Darauf findet sich eine gemauerte und verputzte große Kuppel, auf der ein quadratischer Kupferblock liegt. Auf diesen Block sind ebenfalls sich verjüngende Scheiben gestapelt, diesmal mehr als zehn Scheiben aus Kupfer. Gekrönt wird dieser Aufbau von einem kugelförmigen Bergkristall.

Die vier Wege symbolisieren die vier Himmelsrichtungen und die Offenheit. Das Fundament des Stupa symbolisiert den Glauben und die Gemeinschaft, auf der sich die vier sogenannten „göttlichen Verweilstätten“ aufbauen, also Symbole für die Haltungen, die der Buddhist zu anderen Lebewesen entwickeln und kultivieren soll: Liebe, Freude, Gleichmut und Mitleid. Die Kuppel ist der eigentliche Aufbewahrungsort der Reliquien. Im Berliner Meditationszentrum befinden sich dort Gegenstände, die den Mitgliedern des Vorstandes des Lotos-Vihara e.V. während des Baus des Zentrums besonders am Herzen lagen. Der kupferne Block auf der Kuppel stellt die sogenannten Vier Edlen Wahrheiten dar, die die Grundlage der buddhistischen Lehre bilden. Die Erste Wahrheit („Dukkha“), weist darauf hin, dass alles im Leben – Geburt, Altern, Krankheit, Sterben – mit Leid verbunden ist. Die zweite Edle Wahrheit („Samudaya“) besagt, dass die Ursachen für dieses Leid Gier, Hass und Unwissenheit sind. Die Dritte Edle Wahrheit („Nirodha“) verheißt, dass dieses Leid durch das Beseitigen der Ursachen überwunden werden kann, und die Vierte Edle Wahrheit („Magga“) besagt schließlich, dass der „Edle achtfache Pfad“



Stupa

zur Beseitigung der Ursachen und damit zum Erwachen und zur Überwindung des Leids führt. Dieser „Edle Achtfache Pfad“ verweist auf acht Grundsätze für einen guten und meditativen Lebenswandel: die rechte Anschauung, rechtes Denken, rechte Rede, rechtes Handeln, rechte Lebensführung, rechte Anstrengung, rechte Achtsamkeit und rechte Geistessammlung.

Die auf die Basis aufgesetzten Ringe stehen für die Eigenschaften eines Buddhisten wie Großzügigkeit, Geduld, Weisheit oder Freude an der Meditation. Bekrönt ist der Stupa schließlich mit dem Symbol für vollkommene Erkenntnis, einem klaren Bergkristall.

Zur vollkommenen Erkenntnis hofft der Buddhist durch Meditation zu gelangen. Da es keine Gottheit gibt, die im Zentrum des buddhistischen Glaubens steht, gibt es in den überlieferten Texten des Buddhismus keine Anweisung für Gottesdienste. Gotama durchlief, bevor er starb und zum Buddha wurde, mehrere Stufen der Versenkung des Geistes, die ihn beruhigt und gereinigt haben und ihm ermöglichten, aus dem Bereich des beständigen Umherwanderns und Leidens (Samsara) in das Nirvana, also den Bereich des völligen Friedens und der völligen Befreiung von Leid, überzugehen. Seitdem sammeln sich die Anhänger des Buddha und vertiefen sich in der Meditation, um ihren Geist zu erkennen und zu reinigen. Denn nach buddhistischer Auffassung entsteht aus getrübttem Geist Unheilhaftes und aus reinem Geist Heilhaftes. Orte der Meditation können ruhige Plätze in der freien Natur sein, aber auch Zimmer, Tempel oder, wie hier in Berlin, Meditationsräume, die neben dem Stupa den wichtigsten Teil des Zentrums bilden.

Im Eingangsbereich zu den Meditationsräumen, wo man sich nun die Schuhe auszieht, hängt an der Wand die Darstellung des Lebensrades oder des Rades des Werdens. Das von einem Dämonen (Symbol für die Vergänglichkeit) gehaltene Rad zeigt in

vielen detailreichen und symbolischen Bildern den Lauf des Lebens und die Wege, zu erwachen bzw. zur Erleuchtung zu gelangen. Außerhalb des Rades, im dem Raum, der nicht der Vergänglichkeit anheimgefallen ist, findet man den Buddha. Solche Art Bilder hängen häufig im Eingangsbereich von Meditationsräumen oder Tempeln. Sie sollen dem Gläubigen das eigene Leben bewusst machen und ihn ermutigen, dieses zu ändern. Von einem Gang gehen nun Meditationsräume in verschiedenen Größen ab. Sie alle sind durch große Fenster hell und freundlich und identisch ausgestattet: Außer einem Regal, in dem Decken, Meditationskissen oder Meditationsbänkchen zu finden sind, gibt es einen großen, dreistufigen Altar, auf dessen oberster Stufe eine große Buddha-Statue im Lotussitz zu finden ist. Auf den unteren Stufen finden sich auf dem Altar Bilder von kürzlich Verstorbenen sowie Opfergaben in Form von Kerzen (Licht der Weisheit), Blumen (Symbol der Vergänglichkeit) und Räucherstäbchen (Duft der Tugend). Außerdem gibt es einen kleinen Stupa sowie Abbildungen von Gottheiten, wie zum Beispiel Tara, die für Weisheit steht, oder Avalokiteshvara, die Gottheit des Mitgefühls. Der Begriff Gottheit ist in diesem Zusammenhang allerdings missverständlich. Die „Gottheiten“ werden nicht angebetet, sondern stehen symbolisch für buddhistische Eigenschaften oder sind sogenannte Bodhisattva, also Menschen, die auf die Erleuchtung verzichtet haben, um anderen Menschen auf dem Weg zur Erleuchtung zu helfen. Neben dem Altar ist ein gesonderter Platz für den Lehrer, von dem aus dieser die Meditationen anleitet oder lehrt.

Der Buddhismus kennt zahllose Arten und Formen der Meditation, wie die Samanthal Meditation (Geistesruhe), die Metta-Meditation (Liebende-Güte-Meditation), Geh- und Visualisierungsmeditationen, Mantra-Rezitation oder themenzentrierte Betrachtungen. Ihnen allen ist gemeinsam, dass

der Mensch zur Vertiefung gelangt, sich aus der Sinneswelt zurückzieht, um zu geistiger Ruhe und besonderer Einsicht zu gelangen. Meditation schult den Geist und die Achtsamkeit für die Wesenhaftigkeit der Dinge, weil sie es durch Übung sowohl ermöglicht, den Geist auf ein Objekt zu konzentrieren, als auch Müdigkeit und Unkonzentriertheit zu überwinden. Der Geist erhält so die Fähigkeit, in der Meditation die wahre Realität zu erkennen und zu analysieren. Wilfried Reuter vergleicht das Ich mit einem Tropfen Wasser im Meer: „Wenn der Tropfen denkt, er sei eine Welle, die auf den Strand zujagt und dort zu zerschellen droht, dann gerät er in Panik. Wenn er aber die Realität erkennt und sich als Teil des Meeres sieht, wird er gelassen der Formveränderung entgegensehen“.

Der Buddhismus ist in seinen Formen und Traditionen so reich wie kaum eine andere Religion. Die überlieferten Texte bieten ei-

nen unendlichen Reichtum an Lebensweisen und Handlungsempfehlungen. Jede Richtung und jede Tradition pflegt eigene Meditationsformen und legt den Schwerpunkt auf verschiedene Lehren des Buddha.

Jeden Tag treffen sich im Meditationszentrum Gruppen und Einzelpersonen, um die verschiedenen Formen der Meditation allein oder unter Anleitung durch Lehrerinnen und Lehrer zu üben und zu praktizieren. Nicht nur in den Meditationsräumen gibt es dazu die Möglichkeit. Auch der Innenhof mit dem Stupa und dem überdachten Umgang für Gehmeditationen oder der gepflegte Garten mit alten Obstbäumen, einem Teich und einem Tunnelweg aus Bambus sowie durch Hecken abgeschirmte Bereiche laden zur Meditation ein, denn auch der Buddha meditierte im Freien und erfuhr seine Erweckungserfahrung unter einem Feigenbaum, dem sogenannten Bodhi-Baum.

Metta-Sutra – Sutra* von der Güte

***So soll der handeln, der das Heil erstrebt,
nachdem die „Stille Stätte“ er erkannt:
Er sei energisch, aufrecht, unbeirrt,
doch sanft und ansprechbar und ohne Stolz.***

***Genügsam sei er und bescheiden,
nicht betriebsam, aber klug,
er zügler seine Sinne, habe leicht genug.
Den Wesen allen werde Glück und Frieden,
sie alle mögen glücklich sein!***

**Was immer es an Lebewesen gebe,
ob sie umherziehn mögen oder sesshaft sein,
klein, mittel oder hochgewachsen,
schwächlich, handfest oder stark,
vor Augen oder im Verborgenen,
hier in der Nähe oder fern daheim,
geboren oder erst im Entstehen –
die Wesen alle mögen glücklich sein!**

**Er sollte niemals einen anderen schmähen
und niemanden, wo immer auch, verachten;
aus Ärger oder feindlicher Gesinnung
soll niemand je nach Unheil wieder trachten.**

**Gleich einer Mutter, die den eigenen Sohn,
den einzigen, beschützt mit ihrem Leben,
soll gegenüber allen Wesen er
den Geist von Schranken frei zu machen streben.
Zur ganzen Welt soll Güte er entfalten
und seinen Geist von Schranken ganz befreien,
nach oben, unten und auch in der Breite,
nicht eingengt von Hass und Feindschaft, sondern rein.**

**Ob stehend, gehend, sitzend oder liegend
soll diese Geisteshaltung er erzeugen
und nie der Schlawheit je erliegen.
Das nennt man „Göttliches Verweilen“ in der Welt.**

aus: Walter, Wolfgang (Hrsg.): Wer die Quelle kennt...- Texte der Mystik aus aller Welt. As-
bach 2008.

* Sutra: Lehrrede in Versform. Das Metta-Sutra oder Metta-Sutta ist die Lehrrede des
Buddha über die Liebende Güte aus dem Buch Sutta-Nipata

Ein Haus für drei Religionen - Das Bet- und Lehrhaus am Berliner Petriplatz

Roland Stolte

Misstraut den Grünanlagen, schrieb einst der Berliner Schriftsteller Heinz Knobloch. Unter ihnen verbirgt sich in Berlin fast immer Beachtenswertes. Eine unwirtliche eingezäunte Brachfläche empfängt uns heute am Petriplatz in Berlin Mitte. Noch vor wenigen Jahren fand sich am selben Ort ein trister Parkplatz und darauf ein einsames Straßenschild: Petriplatz.

Das änderte sich 2007. Dank archäologischer Grabungen wurde Berlin die immense Bedeutung dieses Urortes der Stadt wieder ins Bewusstsein gehoben. So viel war unter dem Pflaster noch vorhanden: Die Fundamente der Lateinschule, Reste des Rathauses, über 3.000 Bestattungen, 220.000 Fundstücke aus der Historie Berlins und Fundamente von drei Petrikirchen. Damals begannen wir zu fragen, was braucht Berlin an diesem Ort – mitten in der Stadt? An diesem symbolisch verdichteten Ort, wo begann, was heute Berlin heißt und Metropole ist. Wir fragten: Was können wir der Stadt zu Gute tun, an diesem Ort, an dem das Miteinander von Religion und Stadt vor über 800 Jahren seinen Ausgang nahm?

Es wurde schnell deutlich, dass der Petriplatz eines besonderen Umgangs bedarf, und dass bei der künftigen Gestaltung des Platzes die archäologischen Funde dieses durch und durch religiösen Ortes bewahrt und mit dem Neubauprojekt sinnvoll verbunden werden müssen. Die Aura des Ursprungs soll erlebbar bleiben und das Neue auf dem Alten gründen.

Daraus erwuchs die Leitidee des Bet- und Lehrhauses: In Fortschreibung der Geschichte des Ortes soll – unter den veränderten Bedingungen unserer Zeit in einer zunehmend multireligiös geprägten Stadt –

dem Zusammenspiel von Religion und Stadt am alten Ort zu einer zukunftsweisenden Gestalt verholfen werden.

Auf dem Petriplatz wird deshalb etwas Neues entstehen: ein Bet- und Lehrhaus, in dem öffentlich und für jeden frei zugänglich Juden, Muslime und Christen ihre Gottesdienste feiern und unter Einbeziehung der mehrheitlich säkularen Stadtgesellschaft einander kennenlernen, den Dialog und Diskurs miteinander suchen. Ein Haus des Gebets und zugleich ein Haus der interdisziplinären Lehre über die Religionen, ihre Geschichte und ihre gegenwärtige Rolle in Berlin und im Land.

Entstehen wird ein Gotteshaus, das die drei monotheistischen Religionen Judentum, Islam und Christentum gemeinsam konzipieren, bauen und betreiben, ohne ihre je eigenen Identitäten zu vermischen. Ein Gotteshaus, das dem wachsenden Bedürfnis nach einem Miteinander von Menschen unterschiedlicher religiöser oder weltanschaulicher Prägung auch in räumlicher Hinsicht gerecht zu werden versucht.

Dem Selbstverständnis der drei Religionen folgend, kann das nur geschehen, indem Unterschiede und theologische Gegensätze nicht überspielt, sondern ausgehalten werden. Die Raumgestalt des Neubaus wird deshalb so beschaffen sein, dass jede der Religionen einen eigenen, separaten Gottesdienstraum nutzen kann („Bethaus“), der sich zu einem gemeinsamen Zentralbereich öffnet („Lehrhaus“). Unvermischt (in getrennten Bereichen) und zugleich in direktem Miteinander wird der Neubau Kirche, Synagoge und Moschee ‚unter einem Dach‘.

Und während also auf dem nahen Schlossplatz, im Humboldtforum, einst der Blick auf die Kulturen der Welt gerichtet sein wird, sollen in dem neuen Bet- und Lehrhaus auf

dem Petriplatz die Wurzeln unserer Stadtkultur wahrgenommen und mit den Grundfragen des Zusammenlebens der Religionen verknüpft werden.

Mit einer Spende können Sie die Realisierung des Bet- und Lehrhauses unterstützen. Informationen dazu erhalten sie unter www.bet-lehrhaus-berlin.de



Bet- und Lehrhaus (Modell)

Berlin mit anderen Augen – Kirchenführungen in Berlin

Interview mit Antje Zimmermann, Geschäftsführerin von Cross Roads – Berlin mit anderen Augen e.V.

Das Projekt CROSS ROADS des Evangelischen Kirchenkreises Berlin-Stadtmitte bietet Stadtpaziergänge und Kirchenführungen an, die Neugierige und Berlin-Besucher auf ganz eigenen Pfaden durch die Stadt führen. Auf den Touren werden eher unbekannte Schätze der Stadt gezeigt und Türen zu Räumen geöffnet, die für andere Besucherinnen und Besucher häufig verschlossen sind. Der Schwerpunkt liegt auf der Erschließung der kirchlichen Landschaft in Berlin. Dabei geht es nicht nur um Architektur. Es soll vielmehr dazu eingeladen werden, genauer hinzuschauen, um Kirchen, Friedhöfe und Gedenkstätten als Orte zu entdecken, in denen Christen im Laufe der Jahrhunderte auf ganz unterschiedliche Arten und Weisen versucht haben, ihrem Glauben eine Gestalt zu geben. Kirchliche Orte zu verstehen bedeutet dabei, Räume zu erleben, Symbole zu entdecken und Bilder zu erkennen.

Welches Ziel der Sakralraumbegegnung verfolgen Sie mit Ihren Führungen?

Zimmermann: Wir binden die Kirchen in ihren stadthistorischen Kontext ein, brechen also – natürlich bildlich gesprochen – den Kirchenraum von innen nach außen auf. Wir reden nicht nur über die Architektur und die Geschichte der jeweiligen Kirche, sondern auch darüber, was heute an diesen Orten passiert, z.B. über den Wechsel der Bevölkerungsschichten, diakonische Projekte der Gemeinden, Gottesdienstkonzepte. Wir schlagen eine Brücke zum Hier und Jetzt und zeigen, dass Kirchen keine toten Orte sind. Es berührt die Menschen oft, wenn sie sehen, dass eine Kirche für eine Taufe geschmückt ist oder gerade für ein

Konzert geprobt wird, also spürbar ist, dass an diesem Ort etwas passiert. Außerdem ist es uns wichtig, den Menschen einen Schlüssel zum Erschließen z. B. der mittelalterlichen Kunstwerke in der Marienkirche zu geben, da diese Bilder für einen modernen Menschen nicht mehr unbedingt verständlich sind. Wir versuchen auch, die Menschen dahin zu bringen, dass sie ein Raumgefühl für die einzelnen Orte entwickeln. Wenn wir zum Beispiel in die auf dem ersten Blick nur notdürftig sanierte Zionskirche gehen, bitten wir die Besucher, sich erst einmal zu setzen und sich umzusehen. Wenn wir sie dann fragen, wie sie sich fühlen, kommen ganz unterschiedliche Antworten. Diese Eindrücke spiegeln sich auch im Gästebuch wieder: „Hier könnte einmal restauriert werden“, steht da. Oder: „Der Bischof sollte sich schämen.“ Aber auch: „Diese Kirche ist wie mein Leben. Sie hat Risse und Brüche. Hier kann ich sein, wie ich bin.“

Welche Menschen nehmen an den Führungen teil? Mit welchen Fragen und Interessen kommen sie?

Zimmermann: Wir haben zwei verschiedene Typen von Führungen. Für die öffentlichen Führungen melden sich Individualtouristen, Kirchenferne, Berliner, ein ganz buntes Publikum an. Oft sind es auch Leute, die in der Umgebung einer Kirche arbeiten und ihre Mittagspause auf einer Bank neben der Kirche verbringen. Sie haben eine Nähe zu der Kirche aufgebaut, würden aber nie in einen Gottesdienst gehen. Wenn sie aber im Schaukasten die Werbung für eine Kirchenführung mit Einbettung ins Stadtteilumfeld sehen, dann haben sie Interesse. Eine reine Kirchenführung würde auf diese Menschen trocken wirken. Ähnliches gilt für Neuzugezogene, die mehr über ihren Kiez, die Kirche in ihrer Nähe erfahren wollen. Und wir haben auch Stamm-

kunden, die immer wieder Stadt- und Kirchenführungen mitmachen. Bisher habe ich den Eindruck, dass selten Menschen aus anderen Religionen oder Menschen mit Migrationshintergrund an den Führungen teilnehmen. Es gibt uns aber auch erst ein-einhalb Jahre, daher können wir noch auf keinen allzu langen Erfahrungszeitraum zurückblicken. Wir bieten auch Führungen in anderen Sprachen an. Bei den Führungen, die wir zum Beispiel im Rahmen der religionsphilosophischen Schulwochen anbieten, nehmen zum Teil Klassen mit über 90 Prozent muslimischen SchülerInnen teil. Da stellen wir die Grundlagen des christlichen Glaubens wie Taufe und Abendmahl in den Mittelpunkt und gehen darauf ein, dass die Marienkirche die älteste Kirche Berlins ist, die noch als solche genutzt wird.

Unser zweites Standbein und unser Hauptpublikum sind Gruppen, die für ihre Reise nach Berlin eine spezielle Führung wollen. Das sind bisher vor allem kirchennahe Gruppen, Konfirmandengruppen, Seniorengruppen, Pfarrkonvente, Studiengruppen oder Berliner Gemeinden, die Besuch von ihrer Partnergemeinde bekommen. Sie wollen oft besondere Orte sehen und einen Einblick in das evangelische Leben in Berlin bekommen. Auch Familien, die in der Kirche ihre Trauung oder Taufe feiern, wollen oft ihren Familienangehörigen aus anderen Teilen Deutschlands und ihren Freunden als kulturelles Rahmenprogramm die Kirche und den Kiez zeigen. Eine weitere Gruppe sind Klassentreffen, Rotary- oder Lions-Clubs bzw. Tagungs- und Kongressveranstalter, die unseren Service für eine interessante Gestaltung ihrer Tagungspause z.B. in dem Umweltforum Auferstehungskirche in Friedrichshain einplanen. Die Fragen und Interessen der Menschen sind also sehr unterschiedlich.

Wie erschließen Sie, wie begehen Sie die Gotteshäuser?

Zimmermann: Das ist ganz von dem Ort abhängig und von dem, was an dem Ort ge-

rade passiert, welche Gruppe und welches Wetter, welcher Zeitrahmen zur Verfügung steht. Wenn es möglich ist, geben wir den Gruppen zunächst einmal Zeit, sich zu setzen und sich umzusehen. Es ist wunderbar, wenn die Orgel spielt. Zentralbauten wie die Segenskirche oder der Berliner Dom laden zum Sitzen ein. Bei langgezogenen gotischen Kirchen streben viele nach vorne, betreten den Raum durch das Mittelportal, gehen an der Seite nach vorne und wandeln bis zum Altar und zurück.

Wie bereiten Sie Menschen auf die Gotteshäuser anderer Religionen vor?

Zimmermann: Wir fragen sie, ob sie schon einmal in einem solchen Gotteshaus waren. Manche berichten von Urlaubserlebnissen, manche waren noch nie in einer Synagoge oder Moschee. Dann geben wir einige grundlegende Informationen über diese Religionen und erläutern die Verhaltensregeln. Vor Ort begrüßen uns dann Vertreter der jeweiligen Religion, die über ihre Religionen sprechen. Bisher waren die Gruppen immer sehr begeistert nach den Führungen, ich habe nichts über Schwierigkeiten gehört. Oft gehen die Gruppen im Anschluss an die Führung in ein typisches (türkisch, jüdisch, indisch...) Restaurant und tauschen ihre Eindrücke aus.

Welche Informationen aus den Gotteshäusern sind für die BesucherInnen besonders interessant?

Zimmermann: Meine Erfahrung ist, dass Flyer zur Geschichte und mit Gemeindedeterminen selten mitgenommen werden. Vielleicht wären Postkarten gut, in die man einen Gruß hineinschreiben kann. Gut wäre es, wenn QR-Codes im dem Schaukasten der Gemeinde so angebracht wären, dass man mit seinem Smartphone direkt auf die Internetseite der Gemeinden gehen könnte. Dafür müssen allerdings die Internetseiten der Gemeinden attraktiv, aktuell und als mobile Website gestaltet sein.

Sie haben ein besonderes Stadtführungsausbildungsangebot für junge Menschen

aus den verschiedenen Religionen mit dem Titel: „Zeig mir Deine Welt“ Welches Ziel verfolgen Sie damit?

Zimmermann: Wir wollen junge Erwachsene zu interreligiösen Stadtführern ausbilden. Unsere Erfahrungen aus der Arbeit mit interreligiösen Jugendgruppen zeigen, dass gerade durch die Begegnung mit anderen Religionen die Fragen nach den eigenen religiösen Werten, dem eigenen Glauben auftauchen. Wir sind gespannt, wie die jungen Leute ihre Religion vermitteln werden. Das muss ja nicht über die großen Gotteshäuser gehen. Vielleicht sind der Halal-Metzger

oder der Laden, wo Muslima Kopftücher kaufen, oder der kleine Familienaltar viel wichtiger. Wir wollen den Jugendlichen auch ein Stück Kompetenztraining geben, vor einer Gruppe zu stehen und zu Menschen auch aus anderen Welten zu sprechen. Die Ausbildung ist kostenfrei und schließt ein Stadtführerzertifikat ein. Wer will, kann hinterher bei CROSS ROADS einsteigen und erhält über die Honorare bei Führungen einen Nebenverdienst.

*Das Interview führte Gerdi Nützel,
August 2013*

Die *franziskanische Initiative*

1219. Religions- und Kulturdialog

Die *franziskanische Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog* in Berlin setzt sich im Sinne des heiligen Franziskus für den Dialog zwischen den Religionen ein. 1219 wurde auf Anregung der Missionszentrale der Franziskaner 2012 gegründet.

Der ungewöhnliche Name bezieht sich auf das Jahr 1219, in dem Franziskus nach Ägypten gereist ist, um im Gespräch mit dem militärischen und geistlichen Führer der Muslime, Sultan Al-Kamil Muhammad al-Malik, den 5. Kreuzzug (1217-1221) zu beenden. Dies ist ihm zwar nicht gelungen – aber die franziskanische Familie bezieht aus dieser respektvollen Begegnung eine Verpflichtung, sich für den Frieden und das Gespräch zwischen den Religionen einzusetzen.

Unter dem Motto „Fremdheit überwinden, Neues entdecken, gemeinsam für Toleranz und Frieden eintreten“ ist die *franziskanische Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog* in verschiedenen Bereichen der interreligiösen Arbeit aktiv.

Netzwerkarbeit

So engagiert sie sich im Koordinierungskreis des Berliner Forums der Religionen, einer Plattform für den Dialog zwischen den Religionen und den Dialog der Religionen mit Gesellschaft und Politik. Außerdem koordiniert sie die Organisation der jährlichen Langen Nacht der Religionen in Berlin. Auf ihre Anregungen ist u.a. nach den Terroranschlägen in Paris eine Stellungnahme „Populismus und Intoleranz entgegentreten“ entstanden, die über 150 Menschen verschiedener Weltanschauung, darunter viele Franziskaner, unterstützt haben. Der Geschäftsführer von 1219, Dr. Thomas M. Schimmel, bereitet als Mitglied eines Ar-

beitskreises den Themenbereich „christlich-islamischer Dialog“ auf dem 100. Katholikentag 2016 in Leipzig mit vor und setzt sich dafür ein, dass interreligiöse Themen auf dem Kirchentag in Berlin 2017 einen angemessenen Raum erhalten. Außerdem ist die *franziskanische Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog* im Trägerkreis des Menschenrechts-Filmpreises und setzt sich so für das Menschenrecht auf Religionsfreiheit ein.

Seminare und Vorträge

1219. Religions- und Kulturdialog bietet Gemeinden, Verbänden und Initiativen an, Seminare und Vortragsveranstaltungen über die verschiedenen Religionen, franziskanische Spiritualität oder aktuelle Aspekte des Religionsdialogs in der pluralen Gesellschaft durchzuführen. Außerdem veranstaltet sie in Kooperation mit anderen Organisationen wissenschaftliche Tagungen und lädt zu interreligiösen Studiereisen und Exkursionen ein.

Texte

Das Publizieren von Texten über Religionen, u.a. auch in den Zeitschriften *Franziskaner Mission*, *FRANZISKANER* oder der *Grünen Reihe* der Missionszentrale gehört ebenfalls zum Aufgabenspektrum der *franziskanischen Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog*.

Informationen erhalten Sie bei
franziskanische Initiative

1219. Religions- und Kulturdialog

Hinter der katholischen Kirche 3
10117 Berlin

Email: post@1219.eu

T.: 030-510 577 73

www.franziskanischer-religionsdialog.de
oder www.1219.eu

Memory Berliner Gotteshäuser

Ein großes Memory-Spiel mit Fotos von Berliner Gotteshäusern auf Spielkarten in der Größe 40 cm x 40 cm hat 1219. *Deutsche Stiftung für interreligiösen und interkulturellen Dialog e.V. in Kooperation mit der Initiative Religionen auf dem Weg des Friedens und dem Deutschsprachigen Muslimkreis Berlin e.V.* herstellen lassen. Das Spiel kann bei 1219 e.V. ausgeliehen werden.

Das „Memory Berliner Gotteshäuser“ wurde angeregt von Kindern der muslimischen KiTA „Regenbogen KidZ“ nach ihren Besuchen in Kirchen, Moscheen, Synagogen und Tempeln: sie malten die Gotteshäuser und bastelten ein kleines Memoryspiel und Fensterbilder. Motive des nun entstandenen großen Spieles sind Fotos verschiedener Gotteshäuser in Berlin: von der katholischen Franziskanerkirche über die Neue Synagoge bis zum (geplanten) hinduistischen Ganesha-Tempel. Das Spiel soll nach und nach erweitert werden – auch durch die Zeichnungen der Kinder.

Erstmalig wurde das Memory-Spiel am Tag der Langen Nacht der Religionen 2013 in

Berlin eingesetzt. In unmittelbarer Nähe eines Wochenmarktes waren Passantinnen und Passanten eingeladen, mitzuspielen. Die zumeist erwachsenen Spielerinnen und Spieler hatte großen Spaß mitzumachen und freuten sich, wenn sie Gottshäuser kannten oder wiederkannten. Am Rande des Spieles ergaben sich viele Gespräche über die Vielfalt der Religionen und die Frage von Toleranz und Akzeptanz in der deutschen Gesellschaft.

Das „Memory Berliner Gotteshäuser“ können Gemeinden, Initiativen und Gruppen für den Einsatz bei Gemeinde-, Stadtteil- oder Straßenfesten bei 1219 e.V. gerne ausleihen. Es besteht aus den 24 Spielkarten, einer Plane sowie einer Broschüre mit Hinweisen auf die dargestellten Gotteshäuser. Informationen können unter der Telefonnummer 030-510 577 73 oder der Email post@1219.eu erfragt werden.

Für 2014 ist die Herausgabe eines Tischmemorys Berliner Gotteshäuser geplant.

Informationen auf der Internetseite

<http://www.1219.eu>.

Literatur

Allgemein über Religionen und Gotteshäuser

- Claussen, Johann Hinrich: Gottes Häuser oder die Kunst, Kirchen zu bauen und zu verstehen. München 2010.
- Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst e.V. (Hrsg.): Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts, München 2007.
- Gerhards, Albert: Wo Gott und die Welt sich begegnen – Kirchenräume verstehen, Kevelaer 2011.
- Grüber, Nils/Rademacher, Stefan (Hrsg.): Religionen in Berlin. Ein Handbuch, Berlin 2003.
- Hoffmann, Andreas / Wild, Peter: Gottes Häuser, Gütersloh 1997.
- Mensching, Gustav: Die Weltreligionen, Darmstadt o.J.
- Mensching, Gustav: Leben und Legenden der Religionsstifter, Augsburg 1990.
- Metz, Wulf u.a. (Hrsg.): Handbuch Weltreligionen, Wuppertal 1982.
- Meyer, Karlo / Janocha, Barbara: Wie ist das mit den Religionen, Stuttgart/Wien 2009.
- Poscharsky, Peter: Anfang und Ende des konstantinischen Zeitalters im Kirchbau, in: Fabricius, Ulrich / Volb, Rainer: Sichtbare Kirche, Gütersloh 1973.
- Richardson, Phyllis: Neue Sakrale Architektur, München 2004.
- Schwebel, Horst / Ludwig, Matthias: Kirchen in der Stadt (Band 1). Erfahrungen und Perspektiven, Marburg/Lahn 1994.
- Tworuschka, Monika / Tworuschka Udo: Heilige Stätten. Die bedeutendsten Pilgerziele der Weltreligionen, Darmstadt 2004.
- Tworuschka, Udo (Hg.), Heilige Stätten, Darmstadt 1994.
- Wöhler, Till: Neue Architektur – Sakralbauten, Salenstein 2005.
- Die Weltreligionen für Kinder im Internet: <http://www.tivi.de/fernsehen/logo/index/15217/> oder <http://www.geo.de/GEOlino/mensch/die-weltreligionen-53998.html> , abgerufen am 10. November 2013.
- Die Weltreligionen im Internet: <http://www1.wdr.de/themen/kultur/religion/>, abgerufen am 10. November 2013.

Judentum

- Cohen-Mushlin, Aliza / Thies, Harmen H. (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland, Petersberg 2008.
- Dieckmann, Irene / Schoeps, Julius H. (Hg.): Wegweiser durch das jüdische Brandenburg, Berlin 1995.
- Eckhardt, Ulrich / Nachama, Andreas (Hg.): Jüdische Orte in Berlin, Berlin 2005.
- Eschwege, Helmut: Die Synagoge in der Deutschen Geschichte, Dresden 1980.
- Fromer, Jakob: Der Babylonische Talmud, Wiesbaden 1991.
- Guski, Chajm: Das Schabbatgebet am Morgen.
- www.talmud.de/cms/uploads/media/schacharit_helfer.pdf (Creative Commons 2.0), abgerufen am 10. November 2013.
- Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780-1933), 2 Bände, Hamburg 1981.

Knobloch, Heinz: Der beherzte Reviervorsteher, Berlin 1990.
Meek, Harald A.: Die Synagoge, München 1996.
Meyer, Karlo / Janocha, Barbara: Wie ist das mit den Religionen, Stuttgart/Wien 2007.
Simon, Hermann: Die Neue Synagoge Berlin. Geschichte. Gegenwart. Zukunft, Berlin 1997.
Die Neue Synagoge Berlin im Internet: <http://www.or-synagoge.de/> abgerufen am 12. November 2013.
Informationen zum Judentum im Internet: <http://www.hagalil.com/judentum/> oder <http://www.judentum-projekt.de/> abgerufen am 12. November 2013.

Christentum – katholisch

Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.): Katholischer Erwachsenen-Katechismus Bd. I: Das Glaubensbekenntnis der Kirchen, Kevelaer 1985.
Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.): Katholischer Erwachsenen-Katechismus Bd. II: Leben aus dem Glauben, Kevelaer 1995.
Ecclesia Catholica: Katechismus der katholischen Kirche, München 1993
Gotteslob – katholische Gebets- und Gesangbuch, Stuttgart 1975.
Matena, Andreas: Das Credo. Einführung in den Glauben der Kirche, Paderborn 2009.
Internetseite der Gemeinde St. Ludwig: <http://www.sanktludwig.de/> abgerufen am 13. November 2013.
Informationen zur Katholischen Kirche im Internet: <http://www.katholisch.de> oder <http://www.dbk.de/>, abgerufen am 12. November 2013.
Informationen zur syrisch-orthodoxen Kirche in Deutschland: <http://www.syrisch-orthodox.org/> abgerufen am 12. November 2013.

Christentum - orthodox

Barsaum, Mor Ignatius Aphrem I.: Geschichte der syrischen Wissenschaften und Literatur. Aus dem Arabischen von Georg Toro und Amill Gorgis, Wiesbaden 2012.
Gaede, Käte: Russische Orthodoxe Kirche in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Edition Orthodoxie, Köln 1985.
Kallis, Anastasios: Die Göttliche Liturgie der Orthodoxen Kirche Deutsch, Griechisch-Kirchenslawisch, Mainz 1993.
Tsakalidis, Georg: Orthodoxie, in: Udo Tworuschka (Hg.), Heilige Stätten, Darmstadt 1994.
Informationen zur Orthodoxen Kirche in Deutschland im Internet: <http://www.orthodoxie-in-deutschland.de/>, abgerufen am 12. November 2013.

Christentum - evangelisch

Erne, Thomas (Hg.): Kirchenbau, Grundwissen Christentum Band 4, Göttingen 2012.
Goetz, Christine/Hoffmann-Tauschwitz, Matthias (Hg.): Kirchen Berlin Potsdam ,Berlin 2003.
Kühne, Günther / Stephani, Elisabeth: Evangelische Kirchen in Berlin, Berlin 1978.
Naumann, Bettina: Heilige Orte und Heilige Zeiten? Kirchenräume und Kirchenjahr, Leipzig 2013.
Internetseite der Versöhnungskirche in Berlin: <http://www.kirche-versoehnung.de/> abgerufen am 12. November 2013.
Informationen zur Evangelischen Kirche in Deutschland im Internet: <http://www.evangelisch.de/> oder <http://www.ekd.de/> abgerufen am 12. November 2013.

Islam

Ibrahim, Omar und Zumaya: Wenn Könige und Bettler gleich werden. Wallfahrt nach Mekka, in: Zeitschrift „Franziskaner Mission“ Nr. 1/2011.

Khoury, Adel Theodor: Der Koran erschlossen und kommentiert, Düsseldorf 2005.

Rückert, Friedrich: Der Koran. Köln 2012.

Ruthven, Malise: Der Islam. Eine kurze Einführung. Stuttgart 2000.

Schimmel, Annemarie: Die Religion des Islam. Eine Einführung, Stuttgart 1990.

Tworuschka, Udo (Hrsg.): Islam, in: Heilige Stätten. Darmstadt: S. 80. 1994.

Internetseite der Sehittik-Moschee in Berlin: <http://www.sehitlik-camii.de/>, abgerufen am 10. November 2013.

Informationen zum Islam im Internet: <http://islam.de/> oder <http://zentralrat.de/>, abgerufen am 11. November 2013.

Aleviten

Eggers, Wilfried: Paragraf 301, Dortmund 2008 (Kriminalroman).

Eißler, Friedemann (Hg.): Aleviten in Deutschland – Grundlagen, Veränderungsprozesse, Perspektiven, Berlin 2010

Kaplan, Ismail: Alevitische Grundlagen zum interreligiösen Leben in: Schreiner, Peter u.a. (Hrsg.): Handbuch Interreligiöses Lernen, Gütersloh 2005.

Günzelmansur, Timo: Gott und Mensch in den Lehren der anatolischen Aleviten, Regensburg 2012.

Internetseite der Alevitischen Gemeinde zu Berlin: <http://www.alevi.org/>, abgerufen am 11. November 2013.

Informationen zum Alevitentum im Internet: <http://alevi.com/de>, abgerufen am 11. November 2013.

Bahá'í

Missaghian-Moghaddam, Fiona: Die Verbindlichkeitsbegründung der Bahá'í-Ethik. Ihr theologischer Hintergrund im Schrifttum Bahá'u'llás unter besonderer Berücksichtigung des „Kitáb-i-Aqdas“, Frankfurt am Main 2000.

Towfight, Stephan A./Enayati, Wafa: Die Bahá'í-Religion. ein Überblick. München 2007.

Schimmel, Annemarie: Ursprung und Wirkung der Bahá'í-Religion, in: Bürgel, Christoph / Schayani, Isabel: Iran im 19. Jahrhundert und die Entstehung der Bahá'í-Religion, Hildesheim/Zürich/New York 1998.

Informationen zur Bahá'í-Religion in Deutschland im Internet: <http://www.bahai.de>, abgerufen am 12. November 2013.

Hinduismus

Michaels, Axel: Hinduismus: Geschichte und Gegenwart. München 1998.

Malinar, Angelika: Hinduismus – Studium Religionen, Göttingen 2009.

Malinar, Angelika: Hinduismus Reader – Studium Religionen, Göttingen 2009.

Schreiner, Peter: Im Mondschein öffnet sich der Lotus. Der Hinduismus, München 1998.

Keller, Carl-A.: Hinduismus, in: Udo Tworuschka, Heilige Stätten, Darmstadt 1994, S. 102-132.

Informationen zu Hindutempel im Internet: www.de.wikipedia.org/wiki/Hindutempel, abgerufen am 10. November 2013.

Internetseite des Ganesha-Tempels in Berlin: <http://www.hindutempelberlin.de> abgerufen am 12. November 2013.

Informationen zum Hinduismus im Internet: <http://www.hinduismus-religion.de/>, abgerufen am 11. November 2013.

Buddhismus

Freiberger, Oliver / Klein, Christoph: Buddhismus. Handbuch und kritische Einführung, Göttingen 2011.

Brück, Michael von: Einführung in den Buddhismus, Leipzig 2007.

Schumann, Hans Wolfgang: Handbuch Buddhismus. die zentralen Lehren: Ursprung und Gegenwart, München 2000.

Das Meditationszentrum Lotos-Vihara im Internet: <https://www.lotos-vihara.de/>, abgerufen am 10. November 2013.

Informationen zum Buddhismus im Internet: <http://www.buddhismus-deutschland.de/>, abgerufen am 10. November 2013.

Sikh-Religion

Sikh-Gemeinde Berlin: Guru Granth Sahib. Der elfte Guru der Sikhs. Berlin o.J.

Singh Dev, Rajinder: Die Sikh-Religion. Berlin o.J.

Singh, Khushwant / Rai, Reghu: Die Sikhs, Stuttgart/Bonn 1984.

Kaur Singh, Nikky-Guninder: Sikhism: An Introduction, New York 2011.

Internetseite der Sikh-Gemeinde Berlin: <http://www.gurdwaraberlin.de/>, abgerufen am 11. November 2013.

Informationen zur Sikh-Religion im Internet: <http://www.sikh-religion.de/> abgerufen am 12. November 2013.

Autorinnen und Autoren

Peter Amsler ist Referent beim Nationalen Geistigen Rat der Bahá'í in Deutschland in Berlin.

Simon Berninger ist katholischer Theologe und Journalist. Er lebt in München.

Dr. Gerdi Nützel ist Theologin, Koordinatorin der Initiative „Religionen auf dem Weg des Friedens“ und Pfarrerin der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Iman Andrea Reimann ist Erzieherin und Leiterin der muslimischen Kindertagesstätte „Regenbogen Kidz“, Berlin Charlottenburg.

Dr. Thomas M. Schimmel ist Politikwissenschaftler und Geschäftsführer von 1219. Deutsche Stiftung für interreligiösen und interkulturellen Dialog e.V. in Berlin.

Roland Stolte ist theologischer Referent der Ev. Kirchengemeinde St.Petri-St.Marien und Vorstand im Bet- und Lehrhaus Petriplatz e.V. Berlin.

Bisher erschienene Titel der Grünen Schriftenreihe

Die seit 1979 erschienenen Hefte unserer Grünen Schriftenreihe haben wir nach Stichworten sortiert. Sie sind per Post, Telefon oder E-Mail bestellbar über die Missionszentrale der Franziskaner, Postfach 20 09 53, 53139 Bonn, Telefon: 02 28 / 9 53 54-0, E-Mail: post@missionszentrale.de

Befreiungstheologie

- Nr. 1, Leonardo Boff OFM, PUEBLAS HERAUSFORDERUNG AN DIE FRANZISKANER
- Nr. 5, Bernardino Leers OFM (vergriffen), KIRCHLICHE BASISGEMEINDEN
- Nr. 6, L. Boff OFM/U. Zankanella (vergriffen), KIRCHLICHE BASISGEMEINDEN IM DIALOG
- Nr. 14, Honorio Rito OFM, THEOLOGIE DER BEFREIUNG – Eine kritische Wertung aus franziskanischer Sicht
- Nr. 27, Alosio Lorscheider, Paulo Evaristo Arns, Leonardo und Clodovis Boff, BEFREIUNG UND THEOLOGIE – Beiträge zur aktuellen Diskussion
- Nr. 30, Kardinal Paulo Evaristo Arns, VOLK GOTTES VON SAO PAULO – Auf dem Weg zu seiner Befreiung
- Nr. 31, Dom Valfredo Tepe, Clodovis und Leonardo Boff, ROM UND DIE BEFREIUNGSTHEOLOGIE – Schritte zur Verständigung
- Nr. 43, ENDE EINER HOFFNUNG – Dokumentation des Konfliktes um das CLAR-Projekt "Wort und Leben"
- Nr. 57, ARBEITERPASTORAL – Gottes befreiende Botschaft
- Nr. 62, ANNÄHERUNG AN DIE ANDEREN – Befreiungstheologische Sommerschule
- Nr. 71, QUO VADIS, KIRCHE IN AMERIKA? – Römische Bischofssynode – Hoffnungen und Enttäuschungen
- Nr. 82, HOFFNUNGSTRÄGER BASISGEMEINDEN – Das 10. Treffen der brasilianischen Basisgemeinden im Juli 2000
- Nr. 89, WENN LEBEN, GLAUBEN UND DENKEN EINS SIND ... –Befreiungstheologie aktuell
- Nr. 94, „LÖSE DIE FESSELN VON DEINEM HALS“ (Jes 52,2) – Das Exodus- Motiv als Leitfaden für eine Bibelwerkstatt
- Nr. 96, OSCAR ARNULFO ROMERO – Zum 25. Jahrestag seiner Ermordung. "Anti-imperiale" Spiritualität
- Nr. 97, „IHR KÖNNT NICHT GOTT DIENEN UND DEM KAPITAL“ – Lateinamerikanische Bibelwerkstatt
- Nr. 104, „UNVERFÄLSCHT – Befreiungstheologische Passagen aus der Originalfassung des Aparecida-Dokuments“
- Nr. 105, „DISPUT – Die Armen in der Theologie?“
- Nr. 108, Enrique Rosner/Missionszentrale der Franziskaner (Herausgeber), Leonidas Proaño, Bischof der Indios Prophet Lateinamerikas

Bewahrung der Schöpfung

- Nr. 3, Englischsprachige Konferenz der Franziskaner, FRANZISKUS UND DER NEUE MATERIALISMUS – Eine franziskanische Antwort auf die Umweltkrise
- Nr. 26, Jan Groot Wassink, FRANZISKANISCHE BRUDERSCHAFT IN NATUR UND GESELLSCHAFT – Ausweg aus den Irrwegen einer wissenschaftlich-technischen Kultur
- Nr. 38, UMKEHR ZUM LEBEN – Franziskanische Positionen zur atomaren Bedrohung

- Nr. 46, UNSERE MUTTER ERDE – LEBENSRAUM FÜR ALLE
- Nr. 50, INDIO–FRANZISKANISCHE UTOPIEN – Zur Strategie des Überlebens
- Nr. 65, MUTTER ERDE – NEUE ERDE – Reflexionen und Texte aus Lateinamerika
- Nr. 70, WENN LEBEN VERFÜGBAR WIRD – Überbevölkerung, Geburtenkontrolle und andere Fragen
- Nr. 103, STÖRENFRIED – Bischof Cappios prophetischer Einspruch
- Nr. 111, DAS BUCH DER SCHÖPFUNG LESEN – Die Natur zwischen Mystik und Missbrauch

Evangelisierung

- Nr. 8, Claudio Schneider OFM, Brasilien, FRANZISKANISCHE GEMEINSCHAFTEN: EIN DIENST AN DER KIRCHE
- Nr. 11, Hermann Schalück OFM, SENSIBILITÄT UND SOLIDARITÄT – Impulse zur franziskanischen Evangelisation
- Nr. 19, Ordensrat OFM, DAS EVANGELIUM FORDERT UNS HERAUS – Überlegungen zur Evangelisierung in Bahia 1983
- Nr. 21, DAS LEBEN TEILEN – Franziskanischer Dialog in Asien
- Nr. 24, Anselm Moons OFM, EVANGELISIERUNG ALS LERNPROZESS – Auswertung und Dokumentation
- Nr. 29, Kilian Holland OFM, AFRIKAS DILEMMA – Betteln oder das eigene Brot backen
- Nr. 33, Andreas Müller (Hrsg.), EVANGELISIERUNG FÜR EINE NEUE MENSCHHEIT UND EINE NEUE GESELLSCHAFT – Internationaler Missionsrat der Franziskaner, Nairobi 1987
- Nr. 37, WORT UND LEBEN – 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas, Umkehr und Neubesinnung
- Nr. 39, DAS WORT BERUFT DAS GOTTESVOLK – Erste Etappe des Projektes “Wort und Leben” der lateinamerikanischen Ordensleute
- Nr. 42, 1992 KEIN GRUND ZUM FEIERN – Die Kirche und die Eroberung eines Kontinents
- Nr. 44, DEIN WORT IST LEBEN – Bibelmeditationen lateinamerikanischer Ordensleute
- Nr. 45, 500 JAHRE INDIOWIDERSTAND – 500 Jahre Evangelisierung in Lateinamerika
- Nr. 47, DEIN WORT IST LEBEN / 2 – Bibelmeditationen lateinamerikanischer Ordensleute
- Nr. 48, 500 JAHRE: 1492 – 1992
- Nr. 49, 1492 – 1992, 500 JAHRE – Gold und Gott
- Nr. 51, P. Enrique Rosner, Missionszentrale der Franziskaner (Hrsg.), NACH 500 JAHREN – NEUENTDECKUNG AMERIKAS – Zeugnisse vom Indio–Widerstand
- Nr. 52, DEIN WORT IST LEBEN /3 – Bibelmeditationen lateinamerikanischer Ordensleute
- Nr. 53, DEIN WORT IST LEBEN /3 (2. Teil) – Bibelmeditationen lateinamerikanischer Ordensleute
- Nr. 54, DEIN WORT IST LEBEN /3 (3. Teil) – Bibelmeditationen lateinamerikanischer Ordensleute
- Nr. 55, SANTO DOMINGO 1992 – IV. Generalversammlung der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz, Werden –Verlauf – Wertung
- Nr. 64, FRANZISKANISCHE SPIRITUALITÄT UND EVANGELISATION – Dokumente der XIV. UCLAF
- Nr. 79, 500 JAHRE BRASILIEN – Für die “Entdeckten eine schlimme Entdeckung”
- Nr. 83, AUF DEM WEG ZU EINER INDISCHEN KIRCHE – Facetten einer Studienreise
- Nr. 92, PFINGSTEN STATT BABEL – Zur Mystik und Spiritualität im Weltsozialforum
- Nr. 102, BISCHOFVSVERSAMMLUNG APARECIDA 2007 – Neues Pfingsten oder alte Gleise?

Franz und Klara von Assisi

- Nr. 17, Anton Rotzetter OFMCap, IMPULSE FÜR EINE FRIEDENSSTRATEGIE BEI FRANZ VON ASSISI
- Nr. 22, FRANZ VON ASSISI IM KONTEXT DER KULTUREN
- Nr. 56, 800 JAHRE KLARA – Die weibliche Wurzel der franziskanischen Familie
- Nr. 87, Franziskus der Scharniermensch
- Nr. 101, CLARA, ELISABETH, AGNES – Franziskanische Frauen schreiben Geschichte

Franziskanerorden

- Nr. 7, Vinzenz Bohne OFM, FRANZISKANISCHE JUGEND, Brasilien
- Nr. 12, FRANZISKANER IN VIETNAM
- Nr. 23, DIE ZEICHEN DER ZEIT – Standortbestimmung für einen Orden
- Nr. 25, STREIFLICHTER – Franziskaner auf neuen Wegen
- Nr. 63, FRANZISKANER IM OSTEN – Verantwortung für eine neue Wirklichkeit

Frieden

- Nr. 41, AKTIVE GEWALTFREIHEIT – Eine franziskanische Initiative
- Nr. 61, BURUNDI – Paradies im Untergang?
- Nr. 68, SPIRITUALITÄT DER GEWALTFREIHEIT
Eine Grundpflicht des franziskanischen Charismas
- Nr. 69, AUSWEG AUS DEM TRAUMA
Bosnien und Kroatien zwischen Machtpolitik und Glaubenskampf
- Nr. 85, FÜR FRIEDEN UND DIALOG DER RELIGIONEN
Das Engagement der Franziskaner in Mindanao / Philippinen
- Nr. 90, Gewaltfrei mit Franziskus – gewaltfrei durch Franziskus
- Nr. 98, EUROPA FRANZISKANISCH BEWEGEN

Gerechtigkeit

- Nr. 18, WISCHEN ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT – Franziskanische Menschen stellen sich der Armut
- Nr. 32, DEN HUNGERNDEN DAS LAND – Die Kirche Brasiliens im Konflikt um die Landreform
- Nr. 35, INTERNATIONALE VERSCHULDUNGSKRISE
- Nr. 40, BERGPREDIGT ODER SACHZWÄNGE – Theologische Anfragen an die Eigengesetzlichkeit der Ökonomie
- Nr. 66, NEOLIBERALISMUS – Das neue Kreuz des Südens
- Nr. 67, MENSCHENRECHTE – Unsere Anwaltfunktion für die Entrechteten
- Nr. 74, IM „GNADENJAHR“ 2000 – Initiativen und Kampagnen für einen Schuldenerlass zur Jahrtausendwende
- Nr. 75, WOHNUNG, NAHRUNG, BILDUNG – ... wirtschaftliche, soziale und kulturelle Menschenrechte schützen!
- Nr. 80, DAS ERLASSJAHR 2000 DARF NICHT STERBEN – Plädoyer aus dem Süden
- Nr. 81, COLLOQUIUM 2000 – Glaubensgemeinschaften und soziale Bewegungen im Streit mit der Globalisierung
- Nr. 84, VERSCHWUNDEN IN ARGENTINIEN – Neue Wege gegen Straflosigkeit und Vergessen
- Nr. 86, „PORTO ALEGRE“ IN AFRIKA – Alternativen zur neoliberalen Globalisierung im Südlichen Afrika
- Nr. 88, VISION UND WIDERSTAND IM GLOBALISIERUNGSPROZESS
- Nr. 91, BÜNDNIS GEGEN HUNGER – Brasiliens Kampf gegen Hunger und Verelendung
- Nr. 93, GRUNDLEGENDE RECHTE INDIGENER VÖLKER STÄRKEN: BEITRITT ZUR ILO-KONVENTION 169! – Materialien zur Kampagne in Deutschland
- Nr. 95, VERTRIEBEN IM EIGENEN LAND – Demokratische Sicherheit“ in Kolumbien
- Nr. 107, FÜR EINEN GERECHTEN UMGANG MIT GELD
- Nr. 110, INVESTMENTETHISCHE GRUNDFRAGEN

Interreligiöser Dialog

- Nr. 20, MIT ANDEREN AUGEN SEHEN – Erfahrungen und Impulse zum Religionsdialog
- Nr. 60, P. Enrique Rosner, Missionszentrale der Franziskaner (Hrsg.),
DER TRAUM VON EINER INDIANISCHEN KIRCHE – Versuch einer Inkulturation
- Nr. 73, DIALOG DER RELIGIONEN – Wege zur Wahrheit
- Nr. 76, INTERRELIGIÖSE BASISGEMEINDEN IM INDISCHEN KONTEXT
- Nr. 78, INTERRELIGIÖSER DIALOG IN INDIEN

- Nr. 85, FÜR FRIEDEN UND DIALOG DER RELIGIONEN
Das Engagement der Franziskaner in Mindanao / Philippinen
- Nr. 99, DAS EINE GEHEIMNIS UND DIE VIELEN RELIGIONEN
- Nr. 100, ZUM DIALOG BERUFEN
Jubiläumsausgabe zum franziskanischen Auftrag in unserer Zeit
- Nr. 109, DER EINE GEIST UND DIE VIELFALT DER RELIGIONEN

Mission

- Nr. 2, Andreas Müller OFM, 10 JAHRE MISSIONSZENTRALE DER FRANZISKANER
- Nr. 4, KOMM HERÜBER UND HILF UNS – Franziskanische Predigten zur Dialogmission
- Nr. 9, Killian Holland OFM, MIT DEN MASSAI UNTERWEGS
- Nr. 10, Anselm Moons OFM, FRANZISKANISCHE SENDUNG HEUTE
Skizzen zum gewandelten Missionsverständnis
- Nr. 13, Peter Amendt OFM, DEM EVANGELIUM HEUTE BEGEGNEN
Notizen vom Missionskongreß in Mainz/Juni 1981
- Nr. 15, DEN AUFBRUCH WAGEN – Die missionarische Herausforderung der Franziskaner heute
- Nr. 16, SCHWESTERN OHNE KLOSTERMAUERN – Franziskanerinnen inmitten der Armen
- Nr. 28, Karl Möhring OFM, MISSIONSLAND DEUTSCHLAND
Erfahrungen und Reflexionen eines Franziskaners aus dem Arbeitermilieu
- Nr. 34, DIE ARMEN HABEN MICH BEKEHRT
Porträt des Erzbischofs von Fortaleza Kardinal Aloisio Lorscheider
- Nr. 58, DER FRANZISKANISCHE MISSIONSAUFTRAG IN EINER VERÄNDERTEN WELT
Erinnerung und Erneuerung
- Nr. 59, DIE SUCHE NACH GANZHEIT
Die feminine Dimension des franziskanisch-missionarischen Charismas
- Nr. 77, 30 JAHRE MISSIONSZENTRALE DER FRANZISKANER: Mit den Armen Unterwegs
- Nr. 106, HERAUSFORDERUNG CHINA

Ökumene

- Nr. 36, FRANZISKANER IN SKANDINAVIEN – Öffnung zur Ökumene
- Nr. 72, DIE NEUEN HEILSBRINGER – Ein Beitrag zur Sektenproblematik

„Wenn er (Franziskus) daher irgendwo, sei es auf der Straße oder in einem Hause oder auf dem Boden etwas Geschriebenes fand, mochte es von Gott handeln oder den Menschen, so hob er es mit der größten Ehrfurcht auf und legte es an einem heiligen oder ehrbaren Ort nieder, aus Besorgnis nämlich, es könnte der Name des Herrn oder ein auf ihn sich beziehendes Wort darauf geschrieben sein. - Als ihn eines Tages ein Bruder fragte, warum er auch die Schriften der Heiden und solche, in denen der Name des Herrn nicht stand, so eifrig sammle, antwortete er: ‚Mein Sohn, weil in ihnen die Buchstaben vorkommen, aus denen man den glorwürdigsten Namen des Herrn, unseres Gottes, zusammensetzen kann. Auch eignet das Gute, das sich dort findet, nicht den Heiden noch irgendwelchen Menschen, sondern Gott allein, dem jegliches Gute zu eigen gehört.‘ “

(aus der Lebensbeschreibung des Hl. Franziskus von Thomas von Celano)



**missionszentrale
der franziskaner e.V.**